This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Henry Hampton

1461

Ein Carneval in Berlin.

Ein

Carneval in Berlin.

Von

A. von Sternberg.

Alexander Ungern-Sternberg

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

838
U57a

693733-020

Hypochondrische Vorbetrachtungen.

STÁTNÍ PAMÁTKOVÁ SPRÁVA
KNIŽNÍ FOND JAROSLAVICE

„Ein Faſching in Wien" — „ein Carneval in Berlin" — das klingt ſehr luſtig! Aber o Himmel, welch ein miſerables Ding iſt es um die Luſtigkeit unſerer Tage! Ja, die Namen haben wir noch, aber die Sache, wo iſt die? Längſt, längſt dahin! Wenn man an den Jubel früherer Zeiten denkt — an den unendlichen Spaß! Schon in den Worten „Faſching", „Carneval" hüpften tauſend und Millionen Herzen in faſt wahnſinniger Freude, vibrirten Millionen Pulſe, und in den ernſthafteſten Köpfen fand ſich in einem Winkel verſteckt irgend eine amuſante kleine Narrheit, die dann an das Licht der Kerzen flatterte! Aber heut! Ja, wir haben Larven — wir gehen vermummt einher — aber es ſind häßliche, ernſthafte, ſpukhafte Geſichter und Geſtalten, und wenn ſie lächeln, ſo iſt's ein Grin-

sen, und wenn sie lustig sein wollen, so theilen sie hinterrücks Schläge aus; nicht die lustigen Hiebe, die Pierrot gab, der Langgeärmelte, nein, tückische, die, obgleich sie hinterrücks gegeben werden, doch den wunden Fleck des Gegners zu treffen wissen.

Das ist zu schwarz gemalt! ruft hier der Leser, der schon seine Halblarve und seinen Domino fertig auf dem Stuhle liegen hat, um auf die Redoute zu gehen. Nicht doch — ich möchte rufen: noch lange nicht schwarz genug! Es liegt ein dunkler, schwerer, langer Aschermittwoch über der civilisirten Welt! Es ist keine große Calamität, deren Opfer sich in Zahlen fassen lassen; es ist kein Krieg, dessen Schlachtfelder sich auf der Karte nachweisen lassen, — aber es ist eine unendliche „Verstimmung" und „Müdigkeit", die das lebende Geschlecht ergriffen hat. Fast muß ich die Ansicht des jungen Offiziers theilen, den ich in Wien an der Wirthstafel fand und der im Drange des Gefühls heftig ausrief: O käme es nur zum Kriege, damit wir doch endlich erfahren, wer unser

Freund, wer unſer Feind ſei! In dieſen Worten liegt eine Wahrheit, die tief einſchneidet in die Gewiſſen und Herzen unſerer Zeit, die beide lau geworden ſind. Dieſes ewig wache Mistrauen, dieſer nie ſchlummernde Neid, dieſe kleinliche Ueberwachung, dieſes Spiel eines Ehrgeizes, der zu wenig groß iſt, um verbrecheriſch zu ſein, und doch ſich nicht ſcheut, tauſend „kleine Unrechte" zu begehen! So viel „Wollen" und ſo wenig „Willen" — ſo ungeheures „Wiſſen" und ſo winzig kleines „Können"! O, dieſes Geſchlecht muß in den eiſernen Becher des Kriegs fallen, und zuſammengewürfelt dann wieder in neuen Gruppirungen auf die Tafel des Lebens geworfen werden! So meinte es der junge Offizier, und die Jugend hat immer Recht und das Alter hat immer Unrecht, wenn es auf die Umgeſtaltung einer Zeit ankommt. Unſere Jugend hat wahrlich ein Wort mitzuſprechen, und dieſe Jugend will Thaten! ſie will nicht mit dem friſchen Athem ihrer noch feſten Bruſt die ewig klappernden Maſchinen in Bewegung bringen, ſie will nicht ihre glücklichen

und feurigen Jahre daranſetzen, daß eine Elle Kattun mehr in die Welt hineingewebt werde! Sie will dieſen Athem, dieſen koſtbaren Athem anwenden, um in die Segel des Schiffes der Zeit zu blaſen, damit es friſch durch die Wellen ſchäume und der Morgenröthe entgegenfliege, aus deren Lichte die Worte der Verheißung hervortönen.

Aber welch ein Elend bringt der Krieg mit ſich! ruft's hier von allen Seiten. Aber welch ein Elend bringt der Kattun mit ſich! ſage ich zur Entgegnung. Der Kattun! ich nenne damit jedes und jegliches Fabrikat unſers fabrikreichen Zeitalters. Sind wir glücklicher geworden, ſeitdem dieſe Welt von Maſchinen um uns her knarrt und ächzt? Hat es unſer Geſchlecht moraliſch gehoben, daß wir nun wiſſen, wie man einen völlig fehlerfreien Firniß bereitet? Hat es ſich gehoben, ſeit der große Spinn-, Webe-, Haspel- und Schleif-Palaſt dort an der Themſe geſtanden hat? Es iſt wahr, es iſt ſchon gelungen, oder es wird gelingen, daß wir in jede Hütte einen Polſterſtuhl und ein Gaslicht ſchaffen — aber ſind die

Menſchen, die auf den Polſterſtühlen ſitzen, die bei dieſer hellen und gereinigten Flamme einander beſchauen, ſind ſie glücklicher als jene, die in dunkler Kammer zur Reformationszeit ihr ſtreng verpöntes hugonottiſches Lied ſangen, oder die in den Katakomben Roms, zur Zeit der erſten Chriſten, einen verbotenen Gottesdienſt begingen? O nein, nein! Die Bequemlichkeit, das angenehme Leben ſchaffen kein glückliches — ſie ſchaffen vor allen Dingen kein großes Geſchlecht und durch einen Polſterſtuhl iſt Niemand zum Cäſar geworden. Man ruft dagegen: Ja, aber durch die Möglichkeit, die Genüſſe zu verallgemeinern, werden die Maſſen, wird das Volk glücklich gemacht. Nun, iſt es jetzt glücklich? Sind die Maſſen jetzt zufrieden? Nein, ſie ſind es nicht; ſie waren es vielleicht nie weniger als jetzt! Und wenn ihr die Zahl der Maſchinen um das Dreifache erhöht, wenn ihr die Gegenſtände der Bequemlichkeit und des Luxus ſo billig macht, daß ſie nur ein Achtel von Dem koſten, was ſie jetzt noch koſten, Der, der erhalten hat, wird immer noch mehr wollen, und zuletzt wird ihm der

Pfennig, den er zahlen muß, als zu viel erscheinen und er wird das kürzere und raschere Rauben vorziehen. Und dann bleibt noch immer das Problem zu lösen, daß die eben genannten Vortheile und Genüsse auch wirklich auf die Massen vertheilt werden; der Reichthum bleibt immerdar an den Fingern Einzelner haften, die sich vorzudrängen wissen, um zuerst die Hand in den Goldstaub zu strecken; die Gesetze aller Solone der Welt werden dies nicht verhindern können.

Also dieser Kattun, dieser so sehr gepriesene Kattun — er deckt nicht die Blöße der Zeit. Wir frieren, wir sind nackend — trotz unserer Maschinen.

Früher gab es ganz einfach Arme und Reiche, das heißt Besitzende und Mächtige, und Bedürftige und Habenichtse. Die Besitzenden und Mächtigen traten keck auf, warfen hier und da einen zudringlichen Lump am Wege nieder, nebenbei aber freuten sie sich des Lebens und füllten es mit lauter Kostbarkeiten, Glanz, Tumult und amüsanten Freuden aus. Von dieser Zeit der Grandseigneurs stammen noch all die

ſchönen Bilder, Bauwerke und die ſchönen Geſchichten her; dies fand eine ſpätere Zeit ſehr laſterhaft, und es mag auch allerdings nicht zu loben ſein, daß Einer Alles hat und der Andere nichts. Man änderte die Sache. Es ſollten Alle etwas haben. Man ſchlug die Grandſeigneurs todt, und nun kamen die Brotloſen und Habenichtſe und ſetzten ſich an die Tafel. An dieſer Tafel ſitzen ſie noch. Aber ſind ſie nun zufrieden? Nein. Die Grandſeigneurs ſind todt, aber unter den Habenichtſen ſelbſt verſtanden es Einige vortrefflich, ſich ihre Taſchen heimlich oder offen ſo ſtark mit den Eßwaaren der Tafel zu füllen, daß die Bedürftigen immer die Bedürftigen blieben. Die Klugheit und ihr angeborener niederer Sinn gab den reichgewordenen Habenichtſen die Maßregel ein, weder mit ihren Schätzen zu prahlen noch groß zu thun, damit ſie nicht auch wie die alten unvorſichtigen Grandſeigneurs todtgeſchlagen würden; ſie gingen alſo heimlich in irgend einen dunkeln Winkel und ſchluckten und gluckten, was nur hineingehen wollte in den ſchwellenden Bauch; und dieſen Bauch ſelbſt

wußten sie so zu wenden und zu drehen, daß Niemand sah, wie voll er war. Aber hier und da sah es doch ein neugieriges Auge aus dem Volke und eine Stimme ließ sich hören, die da murmelte: Haben wir die alten prächtigen gnädigen Herren todtgeschlagen, damit uns ein neues Geschlecht heimlicher und versteckter Vielfraße erstehe, die uns keine schönen Feste geben, sondern heimlich im Winkel Das auffressen, was unser Antheil war, als wir zu Gericht saßen und die Beute getheilt werden sollte? Die heimlichen Prasser hörten das Gemurmel und praßten nun noch heimlicher, das Lauscherauge der Betrogenen sah aber immer schärfer, und dieser verheimlichte, feige, versteckte, seines Daseins nicht froh werdende Besitz — und die unersättliche, in alle Winkel hineinlauschende, ewig mistrauende, keine Versöhnung mehr glaubende, für jede Gabe, sei sie noch so reich, nicht mehr dankende Armuth — das ist nun das Bild unserer Gesellschaft! Man frage, ob sie glücklich sei.

Sind das Betrachtungen für einen Carne-

val? Gebt mir eine Maske des harmlosen Frohsinns und ich will sie gern vorbinden. Ihr habt keine.

Aber nun will ich auch noch zeigen, daß jene Armen zur Zeit der Grandseigneurs nicht so arm waren, als unsere Armen es jetzt sind. Denn nicht die Leerheit und Oede seiner Wohnung, die Leerheit und Oede seines Innern macht den Menschen eigentlich arm. Solange eine Idee, ein Glaube, ein Etwas, das da kommt, man weiß nicht wann und von wo, in dem Menschen lebt, so erwärmt ihn Das mehr und auf die Dauer, als irgend ein irdisches Feuer es vermag. Die Armen von damals hatten dieses einheizende Element in ihrem Innern. Es ging ihnen schlecht, ganz miserabel schlecht, die Grandseigneurs gingen mit ihnen um, wie man mit dem Vieh nicht umgeht, und dennoch wie süß und lieblich hingen die gequälten Seelen an dem himmlischen Jenseits, wo hochzeitliche Kleider und eine Tafel ihrer wartete, wo die Engel unter die Serviette jedes Frommen noch irgend eine himmlische kleine

Näscherei gelegt hatten, und wo diese armen Belasteten Gottes Antlitz sahen, der wie ein gütiger Gastgeber auf seine Gäste segenlächelnd niedersah und sich freute, wenn es Einem schmeckte. Im Vorausgefühl dieser himmlischen Tafel aß dann der Arme hienieden ohne Murren seine trockne Brotrinde. Ueber solchen kindlichen Glauben an himmlische Diners und Soupers ist unsere hochweise Armuth erhaben. Da es sich also nur um den Besitz handelt, nur um den vollen Magen, so sind unsere Armen zehnmal mehr arm als jene Armen, und darum zehnmal mehr blutdürstiger als jene Armen, und deshalb zehnmal mehr zu fürchten als ihre Vorgänger. Dies weiß die Gesellschaft, und darum ist Niemand seines Lebens froh, weil Jeder weiß, daß dicht hinter ihm, auf den Fersen ihm folgend, Jemand harrt, der ihm mit dem Messer in der Hand nach dem Leben trachtet.

Da seid fröhlich — und da tanzt und jubelt in euern Carnevalsfreuden!

Und dabei wächst die Bevölkerung ins Enorme. Wo früher der Arme sechs Wechsel zog auf die

Kasse seiner reichen Mitlebenden, das heißt sechs Kinder in die Welt setzte, da zieht er jetzt zwölf Wechsel, und sie werden alle zwölf nicht honorirt, können nicht honorirt werden. Die alten Grandseigneurs sind todt, die manchmal in einer splendiden Laune die Armen einer ganzen Provinz zu Gaste luden, oder Klöster und Freistätten für eine gehörige Anzahl Hülfsbedürftiger stifteten, — die Banquiers und Fabrikherren heutzutage, die Grandseigneurs in „Kattun" wie die Alten in „Gottes Gnaden" was thun sie? Nichts. Denn sie sagen feige: Mein Gott, wir haben ja nichts! Wir haben nie etwas gehabt; wir sind arm, wie unsere ersten Aeltern im Paradiese waren! Schlagt uns todt und ihr werdet sehen, es fällt kein Pfennig aus unsern Taschen. Einer solchen Heuchelei lacht die Menge, denn sie weiß, schlägt sie diese neue Sorte wirklich todt, so fällt Gold über Gold in die vorgehaltenen Hände der Mörder. — Aber sie wartet noch mit dem Todtschlagen: man hat ihr eingeredet, ein gütlicher Vergleich werde noch Alles einigen. Aber welcher güt-

liche Vergleich kann ſtattfinden zwiſchen der grauſamen, unerbittlichen Habgier, die jedem moraliſchen und religiöſen Zügel enthoben iſt, und dem feigen, ſchmuzigen, jeder Hoheit, jeder Würde entkleideten Beſitz? — Der Krieg iſt unvermeidlich.

Nicht der Krieg um den perſönlichen Ehrgeiz der Fürſten, wie ihn frühere Jahrhunderte geführt, nein, der Krieg um das „Hohe" und das „Niedere" in der Menſchenbruſt. Das „Niedere" muß herabgetreten werden, das „Hohe" muß wieder zur Geltung kommen; die moraliſche Würde, das große und ewige Heldenthum der Menſchheit, das eine in ihrem Innerſten entſittlichende und entnervende Induſtrie untergraben und geſtürzt hat, ſoll zur vollen Geltung kommen. Iſt dieſes nicht ein Kampf, des Blutes der Edelſten werth? Und dann — damit Jeder wiſſe, wer ſein Freund, wer ſein Feind ſei! bei dieſem Ausſpruch des jungen Mannes bleibt's! Das verſteckte Feindſein, das laue Freundſein muß aufhören; es komme wieder Wahrheit — Offenheit — Vertrauen

in die Welt, und dies kann nur geschehen durch offene Fehde. Schleppt das Siechthum halber Meinungen nicht länger mit euch!

Hiermit sei es genug mit diesen Betrachtungen. Uebrigens ist's bekannt, daß mehr als ein Ohr schon das leise Knarren an den Pforten des Janustempels glaubt vernommen zu haben. Wer steht uns dafür — eines schönen Tages — und sie fliegen weit auf!

Joyeuser Vorbericht.

Ein früherer Berichterstatter über einen Carneval hatte alle Hand voll zu thun, daß es ihm nur gelingen möge, alle seine interessanten Nachrichten von Festlichkeiten und Lustbarkeiten an den Mann zu bringen. Von den Urzuständen deutscher Hoffeste an, wo noch von „dem unmäßigen Fressen und Saufen" selbst der hohen und höchsten Herrschaften die Rede ist, bis zu den süßlich schwatzhaften Berichten reisender Hofcavaliere und Kammerherren, die, wo es die Freuden der Großen zu beschreiben gibt, discret hinter seidenen Vorhängen lauschen und bei denen zur rechten Zeit verlöschende Lampen eine Hauptrolle spielen. Von dieser Art Festbeschreiber hat das achtzehnte Jahrhundert eine große Anzahl aufzuweisen, und darum ist gerade dieses Jahrhundert das Lieblings- und Schooskind

des Carnevals, denn gerade das Versteckte, das Bevorhängte, das Halbdunkle hat bei den Intriguen des Gottes der sublimen Liebe seinen poetischen Reiz, und wirft Lichter und Schatten der mannichfaltigsten und wechselndsten Art auf das Parquet der Höfe.

Daß von einem Carneval solcher Art heutzutage nicht die Rede sein kann, weiß Jeder.

Aber zu den Zeiten des zweiten Friedrich Wilhelm, den das Volk mit gutmüthiger Nebenbedeutung den dicken König nennt, war viel von solchen Festen die Rede, und der Carneval spielte damals eine sehr wichtige Rolle, vielleicht die wichtigste, die er je in den „nordwindumwehten Marken" der alten Brandenburger gespielt. Man müßte denn annehmen, daß es jener geistvollen ersten Königin der Preußen, der Freundin und Bewunderin Leibnizens, der liebenswürdigen Sophie Charlotte von Hannover, gelungen sei, in ihren kleinen Festen, die sie in ihrem Lustschloß Lützelburg gab, einen feinern und geistigern Carneval darzustellen, als es die spätere französirte Zeit unter dem dicken König ver-

mochte. Jedenfalls war aber der letztere luſtiger und hat ſich lebendiger im Andenken der Bevölkerung der Hauptſtadt erhalten. Die ernſte Geſtalt Friedrich Wilhelm des Dritten, die Miſſion, die ihm auferlegt wurde, ſein Volk einen langen Zug durch die Wüſte zu führen, machte ihn, wie leicht erklärlich, nicht zu einem Feſtgeber. Zudem liebte er das Gepränge und das Geräuſch großer Gelage nicht. Mit dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm des Vierten ſah man das ſpitzbübiſche Geſichtchen des Momus durch das Brandenburger Thor in Berlin hineinblicken und die ſchnippiſche Frage thun: Wollt ihr mich? — Die erſten Regierungsjahre des Königs bezeichneten auch ſehr glänzende Hoffeſte.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Blätter, eine eigentliche Beſchreibung des Carnevals zu geben, ſo wie in der kleinen Schrift „Ein Faſching in Wien" ebenfalls nicht der eigentliche Faſching und deſſen Feſte der Hauptgegenſtand der Vorſtellung waren, vielmehr liegt es dem Aufzeichner dieſer Skizzen daran, ein Bild der Geſell-

ſchaft zu geben, wie ſie ſich in den gegenwärtigen Zuſtänden der ſocialen Gruppirung unſerer civiliſirten Welt darſtellt. Die Faſchings- und Carnevalszeit iſt nur daher genommen, weil in ihr, nach uralthergebrachter Sitte, ſich die Geſellſchaftsſchichten, um deren Leben und Treiben es ſich hier handelt, auf einige Wochen zuſammenfinden. Die beiden deutſchen Hauptſtädte in dieſer Beziehung zuſammenzuſtellen, ſchien mir kein ganz ungeeigneter Vorſatz zu ſein. Wir werden gleich ſehn, wie ausnehmend ſcharf ſich Das, was wir alten Adel und die Geſellſchaft par excellence nennen müſſen, in beiden Städten ſondert. In Wien kann man noch von einer Ariſtokratie ſprechen, in Berlin kaum. Alsdann bietet ſich auch Gelegenheit hier und da, über Das, was gerade Mode iſt und Geltung beanſprucht, eine Bemerkung zu machen. Wie vorſichtig man dabei ſein muß, weiß der Referent. Er kennt ſein Publicum. Man will gelobt ſein und will auch wieder nicht gelobt ſein, man will getadelt ſein, aber auch wieder nicht getadelt ſein. Dann will man genannt ſein und

will auch nicht genannt sein. Wie es auch der Darsteller und Aufzeichner gegenwärtiger Zustände anfangen mag, er macht es niemals den Leuten Recht. Das ist eine völlig unbestreitbare Wahrheit. Dabei fragt sich's noch, ob der Caricaturenzeichner übler wegkommt als der Lobhudler und Schmeichler. Ich möchte beinahe behaupten, dem erstern werden weniger moralische Schläge zugetheilt als dem letztern. So sonderbar es klingt, so wahr ist's dennoch. Es hat Reisende gegeben, die so unbeschreiblich vorsichtig waren, daß sie Niemand mit Namen nennen, von dem sie ahnen, er könne vielleicht irgend einmal etwas gesagt oder gethan haben, was irgend einmal irgend eine hochgestellte Person irgendwie verletzt habe; andere Beschreiber sind so lobend, daß sie jedes Ei ein marmornes und die Henne, die es gelegt, eine goldene nennen. Diese marmornen Eier, diese goldenen Hennen ermüden; ebenso wie ein Leser im höchsten Grade erbittert wird gegen Denjenigen, der ihm keine Namen nennt, und jeden kleinen Skandal verschweigt. Der Satiriker und Caricaturen-

zeichner verdirbt es ganz unzweifelhaft mit einer Perſon, nämlich mit der, die ihm eben Portrait geſeſſen hat. Iſt dieſe Perſon eine hochgeſtellte oder einflußreiche, ſo verdirbt er es ebenſo unzweifelhaft mit dem ganzen Anhange der Perſon. Dieſe ganze Sippſchaft legt einen heißblütigen und raſchen Zorn an den Tag, und es bildet ſich raſch eine kleine Actiengeſellſchaft auf künftigen Vortheil, die mit Anlegung von Privateiſenbahnen den Zeichner der carikirten Skizzen nach aller Welt Enden hin verfolgt. Dieſe Verfolgung dauert ſo lange, als bis der Mächtige etwas zu ſagen hat; hat dies ein Ende, ſo löſt ſich raſch die Actiengeſellſchaft auf und die Mitglieder ſind um ein Billiges zu haben, ſelbſt als Lobredner für den ehemals ſo rapid Verfolgten. Bringt nun der Caricaturzeichner ſeiner Zeit unterdeß, daß man in dem Orte ſeiner verbrecheriſchen Wirkſamkeit gegen ihn wüthet, und der, wir wollen annehmen in der nördlichen Spitze Schwedens iſt, in der Bucht zu Bajä zu oder an dem Ufer von Sorrent, oder in den Ruinen von Ninive, ſo kann es geſchehen, daß

er allen üblen Folgen seines Talents entgeht; bleibt er aber am Orte selbst, so verwandelt sich das Fensterkreuz seiner eigenen Schreibstube über Nacht in einen Galgen, an welchen ihn zu hängen sich sein bester Freund pflichtschuldigst beeilt. Aber sei der Berühmte auch noch so sehr berühmt, sei der Würdenträger noch so sehr voll Würde, er ist doch nur ein Einzelner, und er und sein Anhang machen doch nur einen kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft, und diese Gesellschaft ist von der Art, daß ihr nichts so sehr gefällt als wenn über etwas und über Einen gespottet und gehöhnt wird, das und der — eingebildet oder wirklich, darauf kommt es für den Augenblick nicht an — hoch steht. Dagegen gibt es aber keine Gewalt der Erde, die da im Stande wäre, Den, der Alles lobt und Alles gut findet, vor dem entsetzlichen Grimme der ganzen mitlebenden Erde, dem Fluch aller und jeder Generation, der vergangenen, gegenwärtigen, und zukünftigen zu retten. Er ist der Einzige, den man nicht will, wenn man auch alles Andere will, selbst den Tod und die Pest; er ist

der Einzige, deſſen Buch man nicht lieſt, wenn man auch ohne Auswahl Alles und Jedes lieſt. Er iſt verdammt bis ins hundertſte Glied, und leben dann noch Abkommen ſeines Namens, ſo ſind auch dieſe verdammt.

Darum viel lieber ein Lucian, als — ja die Namen dieſer Ehrwürdigen, die den Gegenſatz bilden, ſind eben vergeſſen — als die große lobende Null ſein! Ja — ja nur Vorſicht. Freund Sancho ſagt: Im Hauſe des Gehängten ſoll man vom Strick nicht ſprechen. Ein weiſer Spruch, der dem Gelüſte, den Lucian zu ſpielen, eine weiſe Grenze zieht. Nur gehen Einige ſo weit, daß ſie nicht vom Hanf ſprechen, denn aus dem Hanfe wird der Strick gedreht, ja nicht einmal von der Sonne, denn ſie iſt's, die den Hanf zeitigt, aus welchem Hanf denn der beſagte Strick gedreht wird, von dem nach dem obigen diplomatiſchen Fingerzeig des weiſen Sancho nicht geſprochen werden ſoll im Hauſe des Gehängten.

Doch weg mit allen Vergleichungen. Der Referent will weder ein Lucian noch eine lo-

bende Null sein. Wenn man ihm einiges Darstellungstalent zutraut, und zugibt, daß er das Auge offen hält, um die Personen und Dinge, in deren Kreisen er sich zunächst bewegt, so deutlich wie ihm möglich zu sehen, so hat er damit vollkommen genug, er will nichts Größeres und Allgemeineres. Es ist seine Skizze, dem eben zurechtgestellten optischen Glase entnommen. Wie die Personen auf der Heerstraße der Begebenheiten eben vorbeiwandeln, so sind sie aufgefaßt. Die Zeichnung ist flüchtig, nicht nachläßig; und zudem was ist richtig, was ist falsch heutzutage? Haben wir nicht die Dinge um uns her ihre Bestimmungen und Eigenschaften wechseln sehen in einer Geschwindigkeit, die selbst dem Zauberspiel eines Bosco würde Ehre gemacht haben? Es ist die Zeit der Skizzen. Wer wollte große Rubens'sche Gemälde malen? Ehe die Farben noch trocken sind, sind die Dinge und Personen bereits farblos geworden. Es gelangt Niemand zur Berühmtheit einer *That*, höchstens gelangt man zur Berühmtheit des *Thuns*. Es ist kein *Wille* da, aber sehr viel

Wollen. Was fängt man mit einer ſolchen Zeit an? Laßt uns ſehen was die nächſte Minute bringt! ſo ruft Einer dem Andern zu, und der Hiſtoriograph legt einſtweilen die Feder, der Maler den Pinſel, der Bildhauer den Meißel nieder. Wir warten Alle.

Unter dieſen Vorausſetzungen muß der gefällige Leſer nicht erwarten, daß viel oder gar ausſchließlich in dieſen Blättern vom Carneval geredet wird; er kommt vielleicht nur ein paar mal zur Sprache, und dieſe paar mal auch nur, damit er den Namen hergebe, um über etwas zu ſprechen, was mit einem wirklichen Carneval ſo viel gemein, als die Büſte der Juno mit einer Haſelnußſtaude. Der Aufzeichner dieſer Skizzen bewegt ſich vollkommen frei; er iſt nicht genöthigt zu tadeln, es wird ihm aber auch kein ſanfter Zwang angethan zu loben; er hat das Glück, der wirkliche Vater nicht der Pflege- oder nominelle Vater ſeiner Sünden zu ſein. Zu dieſen gehört — da die Nähe der Oſterwoche bußfertige Bekenntniſſe rechtfertigt — daß er ſich von Anſichten und Eindrücken, die von Kind-

heit an ihm anheften, nicht völlig los machen kann. So ist er Aristokrat. Ein Mann mit sehr viel Eigen- und sehr wenig Wahrheitsliebe hätte hier leichtes Spiel, diese nicht sehr angenehme Selbstbetrachtung völlig wegfallen zu lassen. Heutzutage, wo man Alles, was man ist oder vorstellt, aus Grundsatz ist, würde sich's von selbst verstehen, daß der Autor auch aus Grundsatz Aristokrat oder Royalist ist. Dem ist aber nicht so. Der Schreiber dieses ist in einer Gesellschaftsschicht aufgewachsen, in einem Lande, unter Verhältnissen, die ihn zum Royalisten und Aristokraten machten, wie man Katholik oder Protestant wird, je nach dem Bekenntnisse Derer, die die Wiege des neuen Weltgängers umstehen. Später sieht man sich die Gabe näher an, die man bekommen, und wer es ehrlich mit sich meint, macht sich entweder selbst mit großer Freude noch einmal mit der Gabe ein Geschenk, oder er findet Veranlassung, sie mit höflichem Danke zurückzugeben und sich etwas Anderes auszubitten. So ist's heutzutage mit der politischen und socialen Stellung. Das politi-

ſche Glaubensbekenntniß iſt eine Art Religion geworden. Wie glücklich Die, die ihre angetaufte Ariſtokratie mit Stolz und Freude betrachten können und ſie ſich ſelbſtändig und mit allem Gepränge eines Wiedertäufers, der als vierzigjähriges Taufkind vor ſeinem Taufbecken ſteht und ſeine eigene Aufnahmerede hält, zum Geſchenk machen können! Wie glücklich, ſage ich, ſind Die! Das ſind die wahren, echten, alten Ritter, wenn ſie meinethalben auch die armen Ritter ſind. Ein ſolcher altadeliger Wiedertäufer iſt aber heutzutage eine große Seltenheit! Eine ſolche alte männliche Jeanne d'Arc, die unentweiht in jungfräulichen Händen die Oriflamme trägt, iſt eine Koſtbarkeit ſo unerhörter Art in unſerm Jahrhundert, daß man die Exemplare mit der Diogeneslaterne ſuchen muß. Das, was wir heutzutage Ariſtokratie nennen, iſt von der alten ſiegesgewiſſen, ſiegesfeſten, ſiegesbewußten Ariſtokratie ſo weit verſchieden, als eine elegante Hofuniform von dem Hirſchleder-Koller des alten Götz. Man frage nicht, warum Das ſo gekommen iſt; die Antwort ſteht in hundert

Büchern, und deutlicher als in den Büchern in hunderttauſend Herzen, die noch jetzt unterm Wappenrocke ſchlagen. Dennoch tauft man noch auf das alte Bekenntniß hin. Es werden uns in der Taufformel allerlei ſchöne Dinge verſprochen und zugeſagt, die alte Kirche nimmt uns ſchmeichelnd in ihren Schoos, wir ſind geborene Herren, Niemands Diener — überall die Erſten! Das klingt köſtlich — aber an allem Dem kein Wort Wahres. Wir ſind nicht mehr die geborenen Herren, ſondern wenn es uns gelingt, Herren zu werden, ſo haben wir uns zuvor mit aller Welt herumgeſchlagen; wir ſind nicht mehr Niemandes Diener, ſondern wir ſind die Diener unſerer Diener, und endlich ſind wir nirgends und niemals die Erſten, außer es wäre uns die Kraft oder die Gewandtheit gegeben uns vorzudrängen. Mit dieſem Taufverſprechen und der ſpätern Bewahrheitung iſt es nur eine ſo üble Sache, daß viele Geiſter irre werden und viele Herzen faſt im Tode brechen. Sie wollen und wollen nicht glauben, daß es mit dem alten Bunde und den Verſpre-

chungen nichts ſei; ſie liegen krank an den Widerſprüchen, und wenn ſie nicht ſehr feſte Naturen ſind, ſo gehen ſie hoffnungslos unter. Andere wiſſen ſich anders zu helfen. Sie geben raſch entſchloſſen die Gabe mit Dank zurück, und bitten ſich etwas Anderes aus. Wieder Andere machen ſonderbare Sprünge, wodurch ein Tanz zu Stande kommt, der ein Gemiſch iſt von dem alten graziöſen und ſteifen Menuet, und dem liederlichen Cancan. Auf dieſe Weiſe haben wir die liberalen Ariſtokraten vor 1848 tanzen ſehen; wieder Andere, und gerade jetzt die größte Zahl, macht die größten Anſtrengungen völlig wieder turnierfähig zu werden und den alten Hermelin, von jedem Stäubchen geſäubert, um die Schultern zu ſchlagen. Auf welche Seite hat ſich unſer Autor geſchlagen? Nur heraus mit dem Bekenntniß! — Die Tugend des Adels, die einzige Farbe, die wie das brennende Roth nie aus dem Wappen ſchwindet, ſelbſt wenn es noch ſo morſch und durch die Zeit verfinſtert worden, iſt die Furchtloſigkeit. An dieſer Eigenſchaft werden ſich die Ritter aller Zeiten,

aller Jahrhunderte erkennen! Und somit hat der Autor auch etwas von dieser Gabe, und er bekennt furchtlos, daß er bisher ebenfalls — unzufrieden mit dem alten Bekenntniß, und ungewiß wo das Neuere und Bessere läge — zu jenen Menuet-Cancan-Tänzern gehört habe. Es hatte soviel Reiz, mit den liberalen Ideen zu spielen, sich für Zustände begeistert zu zeigen, die man aus der Ferne betrachtet, wie jene reisende Fürstin die gemalten Dörfer und Städte, die die Ebene malerisch belebten. Als aber die Zeit kam, die den Weizen von der Spreu sonderte, glaubte der Autor unmaßgeblich zum Weizen zu gehören. Die ganze Fülle und Würde der Taufverheißungen kam über ihn, wie über viele Andere, und er schrieb in Erbitterung und Grimm, aber völlig furchtlos — für den Royalismus und für die Aristokratie. Er war bis in die Fingerspitzen hinein Wuth und Erbitterung! Wenn er für eine Zeile, die er schrieb, hätte auf die Galeere kommen sollen, er hätte nicht einen Augenblick

gezögert ſie zu ſchreiben. Unbekannt, was es heißt, auf Antrag Anderer oder auf Wunſch von Freunden zu ſchreiben, war er gewohnt, nur immer dann der Feder ſich zu bemächtigen, wenn irgendwie etwas ihm im Sinn oder auf dem Herzen lag; wie hätte er es jetzt nicht thun ſollen? Niemand hat es ihm ſpäter gedankt; er dankt ſich's ſelbſt nicht. Sein aufrichtiger Wunſch iſt, jene Bücher nicht geſchrieben zu haben. Diejenigen, die zu ſeiner Partei gehören, ſind in Deutſchland wenig bekümmert um Das, was für ihre Intereſſen durch die Feder gewirkt wird, ſo dankbar ſie ſind für Das, was das Bayonnet ihnen einbringt. In Frankreich und in England iſt es anders. Unſere Partei wird immer bereit ſein, wenn die Gefahr vorüber iſt, Denjenigen zu verhöhnen, der damals für ſie wirkte. Es iſt nur gut, wenn dieſe Art zu belohnen bei Denen angewendet wird, die, wie der Verfaſſer dieſer Blätter, ſo wenig einer lohnenden Anerkennung benöthigt ſind, als ſie eine ſolche erwartet haben.

Seitdem iſt Manches anders geworden; und der Autor beanſprucht durchaus nicht mehr ſeine hochmüthige Stellung als Weizen einzunehmen, ſeitdem er geſehen, daß Vieles, was er als Unkraut betrachtet, kein Unkraut iſt.

Damit genug. Wir ſchreiben über den Carneval; vergeſſen wir das nicht.

Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen.

Ein Gespräch einer ältern mit einer jüngern Dame.

Vor dreißig Jahren zurück gab es wenig Gesellschaften, aber viel Geselligkeit, heutzutage haben wir eine große Anzahl Gesellschaften, Soiréen, Assembléen, Matinées dansantes, Rounts u. s. w., aber sehr wenig, fast gar keine Geselligkeit. Zum Begriffe „Geselligkeit" gehört, wie wir Alle wissen, ein wirklich frohes Zusammenkommen, voll heiterer und fesselnder Annehmlichkeiten. Wo fänden wir das heutzutage; dagegen haben wir „Gesellschaften", das sind Versammlungen, zu denen Einladungen umhergehen, und zu denen man sich einfindet, nicht weil man gegenseitig gerne die Zeit miteinander zubringen möchte, o nein, man möchte viel lieber Einer von dem Andern nichts wissen, sondern weil die Stellung im Leben und in den Geschäften es erfordert, daß diese und jene Per-

sonen mit diesen und jenen Personen, auf eine oder zwei Stunden, zwangsweise miteinander verkehren. Diese Zusammenkünfte werden dann benutzt, um alte Schulden abzutragen, nämlich, um eine Anzahl Impertinenzen an den Mann zu bringen, die man nicht durch die Zeitungen oder sonst wie hat los werden können. Man übt sich in der Kunst, Diesen oder Jenen nicht zu sehen, obgleich er Nase an Nase mit uns sich befindet, und in der Kunst den Rücken zu drehen; kurz, es entsteht bei diesen Zwangsfesten eine neue Art Gymnastik, die sich übt Stellungen zu erfinden, die man zum Theil den Künstlern dieser Art von der Gasse her entlehnt, um auf jede Weise zu kränken und zu beleidigen, im gelindesten Falle um seine völlige Indifferenz an Dem, was man sieht, und was Einen umgibt, an den Tag zu legen. Von dieser negativen Brutalität der Sitten ist nur ein Schritt zu der positiven, das heißt gut deutsch gesprochen, zur Rauferei, und diesen Schritt sehen wir auf jenem Balle in Paris bereits gethan, wie uns die Zeitungen melden.

Welch ein beklagenswerther Zustand der Gesellschaft!

Daß die Menschen sich einander lieben sollen, mit der alten christlichen oder der modernen socialistischen Liebe, daß sie zusammenkommen sollen, aus reiner Freude einander zu sehen, daß sie wirklich und in der That Freude empfinden sollen, wenn Einer aus dem Kreise erhöht oder besonders vom Schicksal begünstigt wird — das ist nicht zu verlangen. Geheimer Neid, geheimer Haß, geheime Gleichgültigkeit werden immer in dem Complex geputzter Thoren und Weisen herrschen, den wir in den Salons aller Zeiten zusammenfinden — aber er wird geheimer sein, nicht offener, nicht cynischer, nicht völlig uncivilisirter, wie wir ihn heutzutage sehen. Darin liegt der Unterschied.

Sehr viele Leute wissen es auch aus Erfahrung, Jüngere können es lesen, wie amüsant früher die Zusammenkünfte waren. Welch ein ewiges Scherzen und Fröhlichsein! Wie nahm der harmlose, gutmüthige Spaß kein Ende. Man kam in kleinen Räumen zusammen, man

ſaß auf ungepolſterten Stühlen, man aß keine Leckerbiſſen, aber man war — froh! Wer hat nicht von ſeinem Onkel, oder der Tante, die goldene Zeit der Pfänderſpiele ſchildern gehört, wer nicht die Ecoſſaiſen und Quadrillen tanzen ſehen, bei denen die Frackſchöße flogen und die Schleppen der Damen im Staube wirbelten. Wie ging's da luſtig her. Wie lebte man und ließ leben. Die alten Herren, wie unerſchöpflich waren ſie im Anekdotenerzählen, die jungen Herren, wie unermüdlich waren ſie in Artigkeiten gegen die Damen, und die Damen endlich, wie gefühlvoll waren ſie, wie hatte Jede ihren Roman mit dem ſechszehnten Jahre ſchon geſpielt, wenn auch noch nicht geſchrieben! Denn es war die Zeit der Caroline Pichlers der Amalie Imhofs, der Caroline la Motte-Fouqués und zahlloſer Anderer, die da ſchrieben und liebten, und liebten und ſchrieben, und dann nochmals liebten und ſchrieben, bis dann endlich der Tod hier Amalien, dort Carolinen die Feder aus der Hand nahm. Laßt uns einmal einen Blick auf das Leben unſerer Mütter hef-

ten. Welch eine Masse kleiner amüsanter Heimlichkeiten! Es fiel irgendwo ein kleines loses Gedicht zwischen parfümirte Spitzen. Wer hatte es geschrieben? Niemand wußte es. Das kleine Briefchen bildete den Streitpunkt in nicht einem, nein in zehn improvisirten Liebeshöfen, wo es vorgelesen, kritisirt, glossirt, und — geviertheilt wurde, denn nicht selten fanden sich vier Bewerberinnen zugleich, die auf das Document Ansprüche erhoben. Worauf gründen sich diese Ansprüche? Man muß gewissenhaft zu Werke gehen. Das Zettelchen spricht von lichtbraunen Augen, die einen goldigen Schimmer ausstrahlen. Gut; wer hat braune Augen? Hat Clara welche? Ja, aber man will in ihren braunen Augen eine kleine Beimischung finden von — Grün. Hat Flora welche? Ja, aber es sind kleine lichtbraune. Aber Theudelinde? Jettchen? — ja doch — aber keine Spur von Goldschimmer! Aber doch, man will einen kleinen Schimmer entdeckt haben. Wer? Jetzt nehmen die Sticheleien ihren Anfang. Das Gedichtchen bringt andere Gedichtchen hervor. Unterdessen

irren eine Menge Herren bei später Stunde in den Straßen umher mit Hausthürschlüsseln, die nicht zu ihren eigenen Hausthüren passen. Guitarren werden gestimmt, und die Stunde von Elf bis Zwölf wird in der Residenz eine sehr unruhige.

Die vornehme Prüderie zuckt die Achsel mitleidsvoll über dieses Leben; aber die Jugend, ich bin's überzeugt, die Jugend, die man jetzt zwingt bei Humboldt's „Kosmos" zu gähnen, die Jugend seufzt heimlich diesem entschwundenen Paradiese nach.

Ich will — um zu zeigen, daß meine Ansicht über die heutige Geselligkeit nicht so sehr vereinzelt dasteht — ein Gespräch hersetzen, das ich gerade so wie es hier steht, zwischen einer ältern und einer jüngern Dame führen hörte. Beide waren überzeugt, daß ihre Unterredung keinen Zeugen hatte. Die ältere Dame war bekannt wegen der Feinheit ihres Geistes, aber auch wegen der Schärfe ihres Urtheils; zugleich genoß sie eines in jeder Beziehung untadelhaften Rufes. Sie war eine Dame, die den

höhern Ständen angehörte, und früher ein Haus gemacht hatte, das zu den beſuchteſten und beliebteſten der Hauptſtadt gezählt wurde. Jetzt hatte ſie ſich zurückgezogen, und man ſah ſie ſelten, und nur dann, wenn ſie ihre zwei Nichten in die Salons führte. Es konnte Jedermann der alten Dame anſehen, daß ſie einſt ſehr ſchön geweſen war; ſie hatte noch Züge von Lieblichkeit und lächelnder Grazie aufzuweiſen, die gleichſam Sonnenſtrahlen über die alternden Formen ausgoſſen. In ihren Augen tauchte manchmal eine unnachahmliche Schalkheit auf, eine Schalkheit, die einen ſolchen Reiz auf den Zuhörer ausübte, daß er in dem Augenblick nicht beachtete, wie die Zunge eben eine kleine Bosheit über die Lippen gleiten ließ. Dieſe köſtliche alte Dame war das Juwel in dem Schatzkäſtchen der Unterhaltung bei kleinen Zuſammenkünften nach alter Mode. Es gehörte aber dazu, daß ſie „Freunde" um ſich ſah; für Fremde, namentlich für eine gewiſſe modiſche Gattung uncivilisirter Ungethüme, gab dieſe Sanitätsquelle der Laune keinen Tropfen her.

Es hatte sich wie gewöhnlich eine lange Reihe von Müttern und Tanten gebildet, die nach und nach in Vergessenheit gerathen, hier und da von einem Florshawl einer vorüberwirbelnden Tänzerin überschattet, allmälig in einen sanften Schlummer gefallen waren, der, wie der Schlaf der Gerechten, von keiner Unbill des Lebens mehr angefochten wurde. So schlummerten diese Glücklichen dem Souper entgegen. Ich hatte diese Leidträgerinnen im Dienste der Welt lange beobachtet und den Zeitpunkt bemerkt, wo eine jede dieser stolzen Pyramiden von Sammet, Spitzen und Blumen in sich zusammen stürzte und ihr Haupt in den Niederungen barg. Eine Dame jedoch saß abgesondert von dieser Sicherheitscohorte, und schien sich die Anwandlungen des Schlummers dadurch zu vertreiben, daß sie sich von den lose herumtreibenden Schmetterlingen dieser verjährten Flora bald diesen, bald jenen alten Nachtfalter heranwinkte. Für einen Augenblick saß auch sie unbeschäftigt da, doch es dauerte nicht lange, so gesellte sich eine junge blühende, in ihrem ge-

ſchmackvollen Putz beſonders anziehend ausſehende Dame zu ihr, der man es nicht anſah, daß ſie bereits Mutter erwachſener Söhne war, von denen der Eine ſich in dem Tanzſaal befand, jedoch ohne zu tanzen.

Die Jüngere. Ah, meine theuere Gräfin, ſieht man Sie endlich einmal wieder! In der That Sie haben eine lange Pauſe gemacht. Iſt es erlaubt den Platz neben Ihnen einzunehmen?

Die Aeltere. Kommen Sie, vertreiben Sie mir etwas die Zeit. Ich habe meinen Wagen erſt in einer Stunde beſtellt, und muß wohl oder übel auf dem Poſten ausharren.

Die Jüngere. In einer Stunde! Das iſt zu ſpät. Der Ball wird ſicherlich in einer halben Stunde bereits ſein Ende erreicht haben.

Die Aeltere. Wie? ohne Souper?

Die Jüngere. Man geht an die Büffets.

Die Aeltere. Ach was! In meinem Alter geht man nicht, ſondern man ſitzt und läßt ſich ſerviren. Was iſt das für eine abgeſchmackte Neuerung, daß man gleichſam wie das Thier auf dem Felde an die Krippe getrieben wird,

und ſich ſein mageres Butterbrötchen durch das Gedränge der Degen, Fächer und Reifröcke erkämpfen muß. Zu meiner Zeit ließ man ſich zu Tiſche führen, und blieb daran wenigſtens eine Stunde ſitzen. Alsdann hatte man Kräfte geſammelt, dem Tanz der Jugend noch bis an die Morgenſtunden zuzuſehen.

Die Jüngere. Das iſt jetzt Alles anders. Wer wird bis zum Morgen tanzen? Das wäre gegen alle Regeln der Geſundheit.

Die Aeltere. Mein Kind, man iſt nie geſünder als wenn man froh iſt. Das zimperliche Weſen und die ewige Kränklichkeit heutzutage kommt auch davon, weil man nicht mehr ſich des Lebens zu freuen verſteht. So wie Sie mich da ſitzen ſehen, meine Liebe, habe ich auf allen Bällen meinen Mann geſtanden, und verließ nie den Saal vor dem Kehraus; oft tanzte ich noch ſogar den „Großvater" mit. Und dem Himmel ſei Dank, ich zähle bald achtzig Jahre, und man hat mich nie klagen hören.

Die Jüngere (zerſtreut). Ja, ja, ſo geht's!

Die Aeltere. Was iſt Ihnen? Welchen

Gegenſtand verfolgen Sie ſo angelegentlich mit Ihrer Lorgnette. Naht ſich uns vielleicht ein Courmacher?

Die Jüngere (ſehr ernſt). Nein; dergleichen kenne ich nicht. Der Gegenſtand meiner Neugierde iſt mein Sohn Conſtantin. Es kam mir eben vor als näherte er ſich einer Dame, um ſie zum Tanze aufzufordern.

Die Aeltere. Was iſt daran ſo Auffälliges?

Die Jüngere. O wenn Sie Conſtantin kennten!

Die Aeltere. Ich habe nicht die Ehre; aber was wird er anderes ſein, als andere junge Leute!

Die Jüngere. Er haßt den Tanz. Ich habe die größte Mühe gehabt, ihn überhaupt zum Erſcheinen in einem Ballſaal zu bewegen.

Die Aeltere. So hätten Sie ihn zu Hauſe laſſen ſollen. Kranke Leute ſoll man nicht auffordern auszugehen.

Die Jüngere. Krank? Er iſt nicht krank? Er iſt die Geſundheit ſelbſt. Aber ſein Charak-

ter iſt ſo ernſt, daß er es unter ſeiner Würde findet, ſich dem leeren Treiben, wie er's nennt, hinzugeben. Viel lieber ſäße er mit ſeinen Freunden zuſammen und politiſirte.

Die Aeltere. Ach — das nenne ich krank. Achtzehn Jahre alt ſein, und ſtatt hübſche Mädchen, Muſik, Lichter, frohe Gelage aufzuſuchen, ſich um Dinge bekümmern, die Einen fürs Erſte nichts angehen — das nenne ich krank. Das nehmen Sie mir nicht übel. Zu meiner Zeit hätte man das ſogar verrückt genannt. Sie müſſen Ihren kleinen Hypochonder von Zeit zu Zeit etwas an die friſche Luft ſetzen, vielleicht hilft das.

Die Jüngere (ſeufzt und ſieht weg).

Die Aeltere (den Blick in das Nebenzimmer richtend). Bemerken Sie, Liebe, wie ſich die zwei jungen Flegel dort betragen; ich betrachte ſie ſchon ſeit einem Viertelſtündchen und ärgere mich an ihnen. Wozu ſie eigentlich hierher gekommen, begreife ich nicht, denn abgeſehen davon, daß manches junge Mädchen unaufgefordert daſitzt und auf einen Tänzer wartet, ſcheinen ſie

auch in anderer Beziehung nicht zu ahnen, weshalb man sie eingeladen hat. Ist das ein Betragen! Der Eine sitzt auf dem Sopha, während eine Dame vor ihm steht, der Andere wälzt sich auf dem Stuhle in einer Weise, wie ich es selbst in meinem Bedientenzimmer nicht sehen würde, wenn ich unerwartet hineinträte. Am widerwärtigsten ist mir jedoch jener junge Mann mit dem eingeklemmten Glase, das seinem magern bärtigen, häßlichen Gesichte vollends einen affenähnlichen Ausdruck gibt, der sich mit zwei Damen unterhält. Er ist zugleich kalt, frech und ungenirt. Ich bedaure die armen Damen, die sich in dieser Form den Hof machen lassen; ich meinestheils würde dem Patron hübsch den Rücken drehen. Ist das die Art mit jungen Damen aus der Gesellschaft zu sprechen. Aber freilich, wo lernen die jungen Männer heutzutage das Courmachen.

Die Jüngere. Du lieber Himmel, müssen sie denn das lernen?

Die Aeltere. Ja, mein Kind, das müssen sie. Es ist dies eine Kunst, die vollkommen

erlernt werden muß. Zum Courmachen gehört, daß ein junger Mann ſich um die Gunſt einer Dame bewerbe.

Die Jüngere. Ach — Sie meinen um die Hand der Dame anhalten.

Die Aeltere. Nein, das meine ich nicht. Von einer beabſichtigten Ehe iſt hier gar nicht die Rede.

Die Jüngere. Alsdann finde ich es unmoraliſch. Unſere jetzigen jungen Herren denken zu ernſt und zu ſittlich über dieſen Punkt, um irgend einer Frivolität, wie ſie früher wol geherrſcht haben mag, Raum zu geben.

Die Aeltere. Das iſt zum Lachen. Aus Sittlichkeitsgründen glauben Sie, theuere Freundin, daß jene Flegel dort ſich von den jungen Damen fern halten? Nein — nein! da hab' ich auch ein Bischen Kenntniß von dem heutigen jungen Männergeſchlecht. Sie ſind zu bequem und verſtehen es auch nicht mehr, anſtändigen Frauen zu gefallen. Eine Eroberung, die mit der Cigarre im Munde und im Schlafrocke gemacht werden kann, dazu geben ſie ſich allenfalls her,

und eine Beute, die ihnen aufs Zimmer kommt, nehmen sie allergnädigst in Empfang; weiter gehen ihre Anstrengungen nicht.

Die Jüngere. Es wäre traurig, wenn es so wäre.

Die Aeltere. Es ist so. Darum sprechen sie mir nicht von Sittlichkeit; die heutige junge Männerwelt ist sittenlos, und roh zugleich, während die frühere — ich gebe es zu, auch nicht eben sittenrein, aber dabei anstandsvoll, gebildet und liebenswerth war.

Die Jüngere. Ich glaube, die Männer haben nie viel getaugt; besonders die jungen.

Die Aeltere. Ach — und sie gewähren uns doch hier und da so unendliches Vergnügen — diese Schändlichen! (Dieses sprach die Matrone mit einem Ausdruck, der zwischen Schalkhaftigkeit und zärtlicher Schwärmerei die Mitte hielt, und sie unbeschreiblich reizend kleidete. Sie wurde in diesem Augenblicke wieder achtzehn Jahre alt).

Die Jüngere. Was ist zu thun, als sie zu nehmen wie sie sind.

Die Aeltere. Nein, wir müssen ernstlich

daran gehen, sie zu erziehen. Für jetzt sind sie ganz und gar verwildert. Sie werden nicht wollen, aber sie werden müssen. Zuerst wird es an dem noch grünen Holze probirt. Wir Frauen, und besonders wir Mütter müssen zusammenhalten. Zuvörderst muß ein erbitterter Krieg allen Tabagien, Clubs, Kaffeehäusern erklärt werden, wo die jungen Männer sich von uns absondern, und unter Hunden, Pferden und leichtfertigen Dirnen vegetiren. Keine Mutter darf es ihrem Sohne, keine Geliebte es ihrem Bräutigam gestatten, sich dort anzusiedeln. Alsobald würden sich diejenigen Männer, die ihren Ruhm darin suchen, der gebildeten und anständigen zu Welt trotzen, sich vereinsamt finden, und soweit ich das eitle und hochmüthige Geschlecht kenne, würde es nicht lange dulden, sich gleichsam im Bann zu sehen. Haben wir aber unsere Flüchtlinge erst wieder in unserm Bereich, das heißt wieder im Salon, so gehen wir nun vollends an ihre Erziehung. Wir zeigen ihnen, daß eine geistreiche und schöne Frau unendlich viel Mittel hat, einen Mann zu fesseln,

und daß in einem mehr oder weniger intimen Umgange mit einer ſolchen Frau Genüſſe erworben werden können, die alle Freuden eines ungebundenen und wilden Lebens überwiegen. Aus dieſer Schule, zeigen wir unſern Schülern, ſind die größten Staatsmänner, die tapferſten Helden, die feinſten Gelehrten hervorgegangen. Aber freilich die Courmacherei muß als Kunſt betrieben werden.

Die Jüngere. Dies Geſpräch iſt wirklich amüſant. Was verſtehen Sie unter dieſer Behauptung?

Die Aeltere. Daß eine Kunſt erlernt ſein will. Nichts iſt übler als ein gewiſſer Dilettantismus in der Kunſt zu gefallen, und ganz ſchlimm ſind die ſogenannten Naturaliſten, ſie fallen gleich mit einer wahren, offenherzigen Neigung ins Haus, und Niemand will die, wo es nur darauf ankommt, zwei oder drei Stunden eines Abends angenehm hinzubringen.

Die Jüngere. Alſo die Courmacherei wäre nie Herzensſache?

Die Aeltere. Gewiß nicht. Wo das Herz

sich einmischt, da hört die Kunst auf. Es soll aber Kunst bleiben. Die Courmacherei ist eine Kunst den Frauen zu gefallen. Es müssen demnach vom jungen Manne alle die Mittel und Wege erlernt werden, die dahin führen sich den Frauen angenehm, unentbehrlich zu machen. Aus sich selbst gelangt Niemand dahin, oder er fällt auf die unrechten, falschen Mittel und Wege. Um zu wissen, was den Frauen gefällt, muß man die Frauen studiren, man muß ihre guten, wie ihre schlimmen Eigenschaften — wenigstens oberflächlich kennen. Dieses Studium ist nicht so schwer wie es scheint. Wir Frauen — aus Eitelkeit und Selbstgenügen — geben Dem, der sich angelegentlich mit uns beschäftigt — zahllose Blößen, die einen raschen Einblick in unser Inneres gestatten, auch sogar Dem, dessen Sache eben der Scharfsinn und die Beobachtungsgabe nicht sind. Hier ist nun das ganze Geheimniß. Die Kunst der Courmacherei soll uns lehren, die Geschlechter in dem Umkreis der gebildeten Geselligkeit wieder zusammen zu führen, und zwar durch das Mittel,

daß ſie wieder anfangen ſich gegenſeitig miteinander zu beſchäftigen. Ein junger Mann, dem es gelungen iſt mit einer edlen Frauennatur zu intimiſiren, iſt auf ſeine Lebenszeit dem rohen und verwilderten Leben entrückt.

Die Jüngere. Ich fange an zu begreifen, theure Gräfin, daß Sie Recht haben können. Wir leben in einem troſtloſen Zuſtande der Geſellſchaft. Bemerken Sie dort die junge Baronin! Sie iſt ſchön, ſie iſt geiſtvoll, ſie iſt von guter Familie — aber glauben Sie, daß ſich auch nur Einer unſerer jungen Männer ihr während des ganzen Abends genähert hat?

Die Aeltere. Weil ſie jene Sorte frecher und nonchalanter Annäherung, von der ich vorhin ein Beiſpiel zeigte, nicht duldet; und ſie hat ganz Recht.

Die Jüngere. Alsdann bleibt ſie eben unbeachtet.

Die Aeltere. Sei es. Lieber unbeachtet bleiben als ſich etwas vergeben, indem man nachläſſig hingeworfene Artigkeiten ſchnell und dankbar aufließt. Einige Unglückliche unſers Geſchlechts

gehen noch weiter; um nur nicht verlassen zu erscheinen, laufen sie diesen rohen Stalljungen nach und reizen sie dadurch zu noch gehässigerm Uebermuth. Auch davon hab' ich Beispiele beobachtet.

Die Jüngere. Unsere jungen Damen sind in einer üblen Lage. Wenn sie nicht frech oder roh wollen behandelt sein, so sind sie auf ihr eigenes Geschlecht angewiesen und deshalb sehen wir bei jeder Gesellschaft Das, was einen Rock trägt, sich sogleich scheiden von Dem, was einen Frack anhat. Und so bleiben die Gruppen für den ganzen Abend getrennt.

Die Aeltere. Wir wollen nur auch gerecht sein, meine Liebe. Wir sind jetzt unter uns. Unsere jungen Frauen und Mädchen tragen auch in Etwas die Schuld. Sie sind zu abweisend, zu kühl und erschweren auch dem besser Gesinnten und Erzogenen unter den Männern jede Annäherung. Auch von den Frauen muß ein Schritt entgegen gethan werden, aber freilich jetzt noch nicht. Zuerst müssen wir die Männer völlig gedemüthigt zu unsern Füßen

ſehen. Alsdann werden wir unſer Betragen auch zu ändern haben.

Die Jüngere. In der That?

Die Aeltere. Ganz ohne Zweifel. Fürs Erſte jetzt keine Art von Entgegenkommen. Wir ſind in unſerm guten Rechte; die Männer müſſen uns aufſuchen — aber wenn ſie wieder anfangen es zu thun — ſo müſſen wir uns auch finden laſſen. Es gibt eine Weiſe die Tugend zu üben, die die Verehrer der wahren echten Tugend meilenweit von uns zurückſchreckt. Die Dragons de Vertu ſind in unſern Tagen ſo recht an der Tagesordnung: Frauen, die jedes heitere Wort, jeder anmuthige und belebte Scherz beleidigt und in eine tugendhafte Entrüſtung verſetzt, die in jeder etwas freien Anſpielung ein Attentat auf ihre Würde ſehen — dieſe unglückſeligen Geſchöpfe ſind recht eigentlich Schuld daran, wenn das Männergeſchlecht einen nicht zu bezwingenden Abſcheu faßt gegen den Verkehr mit dieſen „anſtändigen" Frauen. Und in der That, es gibt kein demüthigenderes Bewußtſein für uns Frauen, als unſere Würde in der Ein-

haltung ſolcher Polizeibarricade zu ſehen. Eine Frau, die die Tugend als Tugend, nicht blos als Prämie, die die öffentliche Meinung austheilt, verehrt, die die Sittenreinheit im Herzen, nicht als Toilettengegenſtand auf der Toilette hat, kann unendlich viel Dinge ſagen und thun, ohne daß ihr dies im mindeſten Eintrag thun wird in dem Urtheil der gebildeten Männer und edlen Frauen. Aber hiervon haben unſere jetzigen jungen Frauen auch nicht die leiſeſte Ahnung. Eine Frau muß ebenſo die Männer ſtudiren, wie der Mann die Frauen, und die gewöhnliche Anzahl unſerer Herrn Gebietiger macht uns auch ihrerſeits das Studium ſehr leicht. Eine liebenswürdige Frau von Welt, wenigſtens eine ſolche wie man ſie zu meiner Zeit ſah, hat nun nichts Eifrigeres zu thun als einem Manne und nicht einem, ſondern auch mehrern Männern, auf eine feine Weiſe zu ſchmeicheln, das heißt ſich ihrer Liebhabereien, Geiſtesmarotten und Schwächen zu bemächtigen, um ſie auf dieſe Weiſe an ihren Triumphwagen zu ſpannen.

Mit einem Worte, wir Frauen müſſen dienen um zu herrſchen.

Die Jüngere. Aber geht dabei nicht die eigentliche Wahrheit verloren?

Die Aeltere. Mit der eigentlichen Wahrheit iſt nichts anzufangen, das ſehen wir jetzt. Es kommt keine Geſelligkeit in der Welt zu Stande, ohne daß gegenſeitig Opfer gebracht werden. Unſere jetzige junge Welt will aber ihren Egoismus, ihre Bequemlichkeitsliebe, ihre Roheit nicht opfern, und nennt es wahr ſein, wenn ſie nichts weiter iſt als ungezogen. Unſer ganzes geſelliges Umgangsſyſtem beruht auf jener „feinen Heuchelei", die wir die gute Sitte nennen. Sie erſetzt Das was die natürliche, angeborene Güte eigentlich thun ſoll; denn, wenn wir wirklich die Menſchen liebten und in der That uns aus gutem Herzen angelegen ſein ließen, ihnen angenehme und vergnügte Stunden zu verſchaffen, ſo bedürfte es gar nicht einer „Kunſt" der Geſelligkeit. Da aber bekanntermaßen jene natürliche Güte, die Höflichkeit des Herzens unter tauſend Fällen nur einmal ge-

funden und in Anwendung gebracht wird, so muß die „Kunst“ ersetzen und deshalb ist es ein unerläßliches Gebot für jede Geselligkeit, Das zu verbergen, was man empfindet, wenn es zeigen einen misfälligen Eindruck hervorbringen könnte, und Das zu zeigen, was wir nicht empfinden, wenn wir durch diese vorgelegte Maske das Vergnügen und Wohlbefinden der Menschen, mit denen wir in Gesellschaft verkehren, hervorrufen. — —

Ich will den Schluß dieses Gesprächs nicht weiter berühren; er enthielt einige hergebrachte Phrasen, mit denen die Damen voneinander schieden. Ich kann es aber nicht leugnen, daß das Bild der ältern Dame mir weit länger im Gedächtniß blieb als das der jüngern; obgleich diese hübsch, elegant, nach der herrschenden Mode und Jene nahe an achtzig Jahre und völlig aus der Mode gekommen war.

Der Hof und die Gesellschaft.

Als ich den Hof zum letztenmale sah, war dies kurz vor den Ereignissen des Jahres 1848 und es herrschte daselbst jener Luxus und jene Prachtliebe, die, wie man allgemein behauptet, die Geschmacksrichtung Friedrich Wilhelm's IV. bezeichnen. Sicherlich hat der preußische Hof, seit den Tagen des ersten Königs und Friedrich Wilhelm's II. keine prachtvollere Feste gesehen, als die waren, welche man in der eben bezeichneten Zeit sah; denn die unruhige, durch ewige Kriege unterbrochene Hofhaltung Friedrich des Großen, alsdann die sparsame und einfache des dritten Friedrich Wilhelm hatten der Hauptstadt keine Gelegenheit gegeben den Lüstre und den Strahlenglanz, den der preußische Adler von sich zu werfen im Stande ist, wenn er die ganze Majestät seiner Erscheinung kund gibt, zu be-

wundern. Friedrich Wilhelm IV. rief zuerſt wieder den Gott des Reichthums an ſeinen Thron und gab ihm Gelegenheit die Räume einer Königswohnung zu vergolden, die lange Zeit dieſes blendenden Schimmers entbehrt hatten. Zwei bis drei Maskenbälle ſind mir erinnerlich, wo glänzende und koſtbare Coſtüme mit einem gewählten Geſchmack wetteiferten. Der Adel der Provinzen ſendete ſeine Söhne an den Hof, um ſie die goldene Toga der Imperatoren, das Tigerfell barbariſcher Häuptlinge oder die Goldrüſtung der Helden von Jeruſalem anlegen zu laſſen. Man ſah die ehrwürdige Geſtalt Dante's und Petrarca's an dem Ufer der Spree erſcheinen, um ihre Lorbeerkränze in den Hallen eines der Abkömmlinge jener deutſchen Fürſten zu zeigen, die über die Alpen zogen, um die Myrthenhaine des Arno, die ſieben Hügel der göttlichen Stadt mit ihren Barbarenhorden zu überziehen. Man erblickte den Zauberer Merlin, der aus ſeinem Grabe im Ardenner Walde kam, um gefällig die Stanzen eines langen, erklärenden Gedichts herzuſagen, das ſich zur Aufgabe geſtellt hatte

die Befreiung Jeruſalems in ſieben Bildern von der Hand des Meiſters Cornelius geſchaffen, herzuſagen. Aber ſchon damals war die Fröhlichkeit und gute Laune keine echte. Die Geſelligkeit hatte ihren Zauber verloren; die Pracht ließ kalt, man ging auseinander und Jedermann geſtand ſich, daß er nicht froh, nicht befriedigt geweſen. Es lag ein Miasma in der Luft. Man erzählte ſich, „damals" ſei man froh geweſen; dieſes Damals datirte ſich bei Einigen um fünf, bei Andern um zehn und zwanzig Jahre zurück. Allein die Pracht war etwas Poſitives. Den Glanz der Lichter, der Atlas- und Sammetroben, der koſtbaren Uniformen und Decorationen konnte man ſich nicht wegleugnen, und obgleich man geheim zu Hauſe nachrechnete, was dieſe Pracht koſtete — denn der Adel iſt nicht reich in Preußen —, ſo war man doch fürs Erſte zufrieden, daß dieſe Pracht da war, und daß ſie imponirte. Man ſah durch dieſe prunkenden Säle, durch dieſe gedrängte Menge in Gold- und Silberſtoffen, durch dieſe blendenden Masken den König eilen, in dem einfachen

ſchwarzen Spitzenmantel, mit der nie fehlenden Lorgnette vor dem Auge, freundlich grüßend, heiter ſprechend und man fühlte ſich doppelt beruhigt, denn man nahm an, daß auch er an dieſem Lichterglanz, an dieſem Farben- und Gewänderſchimmer ſeine Freude habe.

Jetzt ſind drei düſtere Jahre vorübergegangen; das Rauſchen der Flügel dieſer abwärts ziehenden dämoniſchen Geſtalten hört man noch in den Lüften. Von neuem erſtehen die Höfe und von neuem gibt es Hoffeſte. Ich habe in Wien, im vergangenen Jahre die erſten neuen glänzenden Feſte geſehen, ich ſah ſie in dieſem Jahre zum erſtenmale wieder in Berlin. Welche Beobachtungen laſſen ſich beim Anblick dieſer wiedergeborenen Luſtbarkeiten machen. Zuvörderſt dieſe, daß es — und das wird uns Jedermann gerne glauben — keine eigentlichen Luſtbarkeiten waren. Wer möchte wol im Ernſte daran denken, jetzt ſich beluſtigen zu wollen! Es wäre eine Grille, ſo phantaſtiſchen Urſprungs, wie nur irgend eine, die einem Märchen aus tauſend und Einer Nacht das Daſein gegeben. Das

Einzige was man thun kann iſt, auf die paar Stunden, wo man ſich geputzt und lächelnd wiederſieht, deutlich den Willen auszudrücken, daß man vergeſſen will. In Wien ſagte mir eine hochgeſtellte Perſon, indem ſie auf den Glanz des Feſtes, auf den wirbelnden Tanz und die ſchwelgeriſch beſetzten Tafeln zeigte: „Sie ſehen, es iſt nichts geſchehen! Es iſt das alte, heitere Wien!“ Wenn die Wiener Ariſtokratie mit der ganzen Wucht ihres Glanzes und ihrer Reichthümer ſich auf die Schwingungen der Zeit wirft, ſo kann ſie auf Momente allerdings die Dinge völlig in ihre alte Form bringen und jenen Worten Wahrheit verleihen. In Berlin iſt dies ein Anderes. Die Partei, die die Reſtauration zu repräſentiren hat, iſt vielleicht an gutem Willen nicht minder bereit, an äußern Mitteln aber lange nicht ſo ergiebig ausgeſtattet.

Ueber die Perſon des Königs iſt bereits außerordentlich viel geſagt worden. Da er übrigens viel herumreiſt, ſich oft öffentlich zeigt, ſo iſt Jedem aus eigener Anſchauung ein Bild gegeben. Ein Anderes iſt's mit dem jungen

Kaiſer von Oeſtreich, von deſſen äußerer Erſcheinung und Auftreten ich daher dem Leſer, beſonders dem norddeutſchen, eine detaillirte Anſchauung geben mußte. Die perſönliche Liebenswürdigkeit des Königs, die Grazie ſeiner Unterhaltungsgabe, die Milde ſeines Urtheils und der nicht kauſtiſche, ſondern heiter hinſpielende Witz ſeines intimern Geſprächs ſind bekannt. Er ſpricht gern mit Dichtern und Künſtlern, dennoch ziehen weder die Literatur noch die Kunſt nachhaltige Früchte von dieſem fürſtlichen Hinneigen zu ihren Sphären. Dieſes näher zu erörtern liegt nicht in der Aufgabe dieſer Blätter. Sein Geſchmack iſt zu hingleitend um belebend zu ſein; wenn ein Künſtler glaubt ſeinen erhabenen Protector im Mittelalter Poſto faſſen zu ſehen, ſo iſt dieſer indeſſen mehre Jahrhunderte weiter; kommt man hier ihm nah, ſo zieht er ſich gleichſam neckend in das alte Griechenthum zurück. Abwechſelnd haben wir ihn die moderne Erſcheinung der Mademoiſelle Rachel und die altclaſſiſche Antigone, die phantaſtiſch-ſcurrile Misgeburt, den Geſtiefelten Kater und dann wieder ein Stück der

Madame Birch-Pfeiffer mit ſeinem erhabenen Lobe verſchwenderiſch ausſtatten hören. Die lyriſchen Dichter vollends wiſſen nicht wie ſie ſich zu verhalten haben; nur die Baukunſt findet, daß ſie ſo ziemlich daſſelbe Coſtüm beibehalten darf, wenn ſie ihre Aufwartung bei Hofe macht. Man ſagt, wenn es dem Schickſal gefallen hätte ruhige Decennien aus ſeiner Urne zu ſchütten, der König ſeine Gunſt erfolgreich und bleibend den Wiſſenſchaften und den Künſten zugewendet hätte. So wie die Sachen jetzt ſtehen, muß ein Dichter, ein Autor, ein Künſtler von Ruf ſich ſehr lange bedenken ehe er Berlin zu ſeinem bleibenden Aufenthalte wählt. Ein Talent verſplittert ſich hier, ein großer Name wird hier klein, ein Genie läuft ſich wund, indem es um tauſend ſcharfe Ecken biegen und in unendlich vielen Beziehungen ohne einigenden Mittelpunkt ſich verwickelt ſehen muß. Das große, volle, ruhige, belebend gütige Auge, das über Alle wacht, fehlt. Eher möchte man dem modernen Berlin die Fähigkeit zutrauen, Charaktere auszubilden; Talente verkümmern.

Der Hof von Berlin bildet wenn nicht ein glänzenderes, doch ein belebteres und bunteres Gemiſch als der Hof von Wien; ſchon aus dem Grunde, weil hier einer großen Anzahl von Perſonen der Zutritt geſtattet iſt, dem er dort verſagt wird. Der Wiener Hof gibt demnach ein impoſanteres, der Berliner ein intereſſanteres Gemälde. Der Wiener Hof mit ſeinem jungen Kaiſer, ſeinen jungen Erzherzögen, ſeinem blühenden Flor von Schönheiten macht einen ungleich einſchmeichelndern Eindruck auf den Beſchauer als es der Schauplatz eines Hofes machen kann, wo der Fürſt weder die Schönheit der Frauen noch die Jugend der Männer in ſeine Nähe zu rufen einen Antrieb fühlt. Dieſe beiden ſind jedoch die wahren Lichter der Höfe, ſind es immer geweſen, werden es immer bleiben; denn ohne ſie geben die fürſtlichen Säle nur den Boden her, wo höchſt achtbare Anciennetäten nach dem ewig gleichbleibenden Takte langweiliger Ceremonie ſich reſpectvoll herumbewegen. Der König von Preußen iſt ſelbſt zu geiſtvoll, um nicht Luſt zu haben ſeiner

Umgebung einen kleinen Zuſatz unhöfiſchen Elements zu geben, er thut dies, indem er die Träger der Wiſſenſchaft und Kunſt an ſeinen Hof heranzieht. Man ſieht daher dieſe Herren in ihren ſchwarzen Fracks und weißen Halsbinden erſcheinen und ſich im Gefolge der Deputirten aufſtellen. In dieſe Region der ſchmuckloſen Geſtalten ſieht man den König ſich oft begeben und im Geſpräch verweilen, von den forſchenden Augen ſeiner Miniſter begleitet. Die „ſuchende Lorgnette" iſt ein magnetiſcher Strahl für das ganze umhergruppirte Hoftableau; jedesmal wenn dieſe zwei kleinen Gläſer ihre Richtung verändern, glaubt man, ſie ſeien auf uns gerichtet und man macht ſich bereit eine jener ſchnell hingeworfenen und oft ſchwer zu beantwortenden Fragen zu hören, die der fürſtliche Mund an ſeinen Zuhörer zu richten pflegt. Dieſe Fragen ſind nicht ſelten die Schrecken der Heroen der Wiſſenſchaft und der Diplomatie, denn ſie werden plötzlich dem Manne, für den ſie beſtimmt ſind, über Tafel zugeworfen und ſind mit einer faſt neckiſchen Feinheit ſo eingerichtet, daß ſie

ein kleines Examen rigorosum für ſich enthalten. Alsdann muß geantwortet werden à tout prix, wahr oder falſch, nur kein Stocken, kein langes Beſinnen. Der König liebt raſche Erwiderungen. Man erzählt, daß er einſt bei Tafel Herrn von Humboldt etwas fragte, worauf, da die Antwort auf ſich warten ließ, Herr von Radowitz, der neben dem berühmten Gelehrten ſaß, den Aufſchluß ertheilte. Er war aber der unrichtige. Am andern Morgen läßt ſich Herr von Humboldt im Kabinet des Königs melden und tritt mit einer Anzahl Folianten unterm Arme ein, um aus dieſen zu beweiſen, daß jene Antwort, die die ſeinige ihm vor den Lippen abgeſchnitten habe, Irrthümer enthalte. Des Königs Wißbegierde war aber bereits befriedigt; er lachte und die Folianten blieben unaufgeblättert.

Obgleich der König keine einzige Richtung der Literatur entſchieden begünſtigt, ſodaß man ſagen kann, dahin wendet ſich ſein Geſchmack, eine ſolche Poeſie, ein ſolcher Roman hat auf ſeinen Beifall zu rechnen, ſo läßt er ſich doch hier und da ein eben in Mode kommendes Werk in den

kleinen Abendkreiſen, wo er ſich mit der Königin und einigen vertrauten Männern und Frauen ſeiner Umgebung allein befindet, vorleſen; dieſes Vorleſen muß aber gefällig dem Geſpräch Platz machen, wo dieſes aufzutauchen Luſt hat. Die rigoroſe Pedanterei, mit der Ludwig Tieck aus dem Vorleſen eine Art Cultus macht, wo ſchweigende, in tiefes Staunen über die Kunſt ihres Prieſters verſunkene Braminen die Zuhörer bilden, hat den König, wie man verſichert, dazu beſtimmt früher einen andern Vorleſer zu wählen, noch lange bevor das zunehmende Alter und die äußere Unbehülflichkeit dem Dichter das Erſcheinen bei Hofe unmöglich machten. Von den vorgeleſenen Werken, dem Beifall oder dem Misfallen, das ſie erregt, verlautet jedoch niemals etwas im Publicum. Während des Vorleſens zeichnet der König öfters kleine architektoniſche Skizzen. Man ſieht aus allen dieſen kleinen Anordnungen, daß ihm jeder Zwang läſtig iſt, dennoch legt er ſich oft den größten auf, indem er weitläufige und oft wiederholte Reiſen macht, die eine unausgeſetzte Repräſentation und eine

persönliche Schaustellung erheischen. Dies trifft jedoch wieder mit seiner Vorliebe Reden zu halten und seine Person wirken zu lassen zusammen. Der verstorbene König hegte bekanntlich einen Widerwillen gegen jedes öffentliche Auftreten und er beschränkte ein solches, wenn es nicht konnte vermieden werden, auf das kürzeste Zeitmaß und setzte es herab auf die einfachsten Formen. Was das Aeußere des Königs betrifft, so stört das immer mehr schwindende Haar einigermaßen das Gleichmaß der Züge, indem es der Stirne eine allzu große Ausdehnung verleiht; auch entwöhnt man sich nach und nach dem Strahl und dem Lichtblick des Auges zu begegnen, da die stets vorgeschobene Lorgnette ein Hinderniß hergibt; zugleich verdeckt die Hand, die das Glas hält, einen Theil und zwar einen sehr wesentlichen der Gesichtszüge; es sind die Züge um den Mund, die beim Könige charakteristisch voll Lieblichkeit und Milde sind. Wenn der König das Band eines Ordens umlegt, so ist es bezeichnend, daß er dieses Band braucht, um seinen Arm und seine Hand bequem hinein-

zubetten, der andere Arm handhabt alsdann den Federhut oder den etwas unbequem zu haltenden prachtvollen Silberhelm des Regiments Garde du Corps. Wenn der König, was jedoch selten geschieht, den schwarzen Frack anlegt, so ist's als wenn eine völlig andere Persönlichkeit vor Einem stände; es gibt Personen, die ihn gerade in dieser Tracht vorzugsweise gern begrüßen und es ist nicht zu leugnen, daß die enge Umgrenzung des militärischen Rockes, der steife Prunk der Epaulettes und die Starrheit der Linien der Bordüren und Stickereien der Persönlichkeit einer Erscheinung wie die des Königs vielleicht am wenigsten zusagt. Die Uniformen, wie sie zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. getragen wurden, möchten vielleicht eine viel passendere Anwendung für den gegebenen Fall darbieten, als die jetzige militärische Mode es zu thun im Stande ist.

Unter den Prinzen des königlichen Hauses befindet sich kein Einziger, der sich zur Aufgabe gestellt hätte, der Gesellschaft Elemente von Interesse, Geist und Leben zuzuführen oder wo solche vorhanden, sie zu pflegen oder in einem

Mittelpunkte zu vereinigen. Das wenige Leben und die völlige Intereſſeloſigkeit der Hofgeſellſchaft findet von hier aus keine Bekämpfung. Die wieder in ihre Ordnung zurückgeführten Verhältniſſe laſſen ſo ſehr wünſchen, daß die Geſellſchaft wieder gehoben werde und dies kann nur geſchehen, wenn ein vom Glück und ſeiner Stellung begünſtigter Beſchützer neue Schwunghaftigkeit und neuen Reiz ihr zuführte. Ein ſolcher Beſchützer würde vielleicht zu finden ſein in der Perſon eines geiſtvollen Prinzen, der genugſam weit ab vom Throne ſteht, um ſich nicht allzu ſtrenge an die eben zu verhandelnden politiſchen Fragen halten und daher um ſo freier literariſch und geſellig zu Werke gehen zu dürfen. Wer das Glück gehabt hat ſeiner Perſönlichkeit nahe zu kommen, weiß das feine Eingehen, das milde Verſtändniß, überhaupt die Beachtung geiſtiger, künſtleriſcher Production zu ſchätzen, die dem Geiſte dieſes Fürſten inne wohnt. Wer den preußiſchen Hof kennt, wird wiſſen wer gemeint iſt. Unthunlich wäre es, einer andern Perſönlichkeit viel thätigen Einfluß für die geiſtige

Belebung der Gesellschaft zuzumuthen, sie wäre sicherlich im Stande und befähigt ihn auszuüben, doch steht sie der Politik zu nahe und diese würde direct oder indirect hemmend jedem ihrer Schritte in den Weg treten.

Was die Gesellschaft betrifft, so ist ihr Charakter in dem Obigen schon gegeben. Sie ist nicht wie in Wien eine selbständige, durch Reichthum und uralten Adel imposante, sondern eine kleine, sich völlig dem Hofe anschließende. Es gibt nur wenige Häuser, die für sich eine Coterie zusammenbilden und sich die Hofgesellschaft nennen; unter diesen Häusern sind ein paar von altem, unabhängigem Adel und ein paar von großem Reichthum, die übrigen sind Hofchargen. Ueberwiegend im Körper der Gesellschaft zeigt sich die Beamtenwelt vertreten und bei Hoffesten ist sie es, die die Säle füllt, zugleich mit dem zahlreichen Offiziercorps und mit Hinzuziehung der Künstler- und Gelehrtenwelt. Dieses Zusammenströmen einer ganzen Staatsgliederung gibt, wie schon bemerkt, dem preußischen Hofe ein sehr eigenthümliches Ansehen,

doch ist es das moderne, das vielbeliebte jetzt und würde eher einem höhern Aufbau der Geselligkeit förderlich als nachtheilig sein, wenn nur Jemand da wäre, wie wir schon bemerkt haben, der den Acker bearbeitete, um ihm Früchte abzugewinnen. Unter dem alten Regime hatte man einen besondern Minister, der dem Fremden in Betreff der künstlerischen und literarischen Notabilitäten, die die Hauptstadt so glücklich war in ihren Räumen zu besitzen, die Honneurs machte, dem es gleichsam zu einer geheimen Clausel seines Ernennungsdecrets gemacht wurde, die höhere Geselligkeit zu fördern und einen Mittelpunkt für Alles was Geist, Geschmack und Leben forderte, zu bilden. Diese Aufgabe war nicht leicht, es war für einen solchen Gesellschafts-Intendanten erforderlich, daß er wie ein geschickter Theater-Intendant seine Bühne kannte und die Talente, die auf ihr zu agiren bestimmt waren, oft aus der Dunkelheit hervorsuchte, oft von weitem herbeizog. Dabei waren Schwierigkeiten zu besiegen. Die vorhandenen ersten Namen und Größen, die alten Renommée's

ſind gewöhnlich unter ſich in Zank begriffen und wollen demnach nicht auf einer gemeinſchaftlichen Bühne ſpielen, ſondern Jeder ſtrebt dahin ſeine eigene Bühne für ſich zu haben. Dieſem Gelüſte muß entgegengekämpft werden, und der Geſellſchafts-Intendant einer großen Stadt wie Berlin wird eine umfaſſende Thätigkeit zu entwickeln haben, aber er wird auch zugleich einen Kranz des Ruhms davontragen, wie er nur dem wahren Verdienſte ertheilt wird. Denn ein wahres Verdienſt iſt es unſtreitig, in einer Metropole der Intelligenz die Intelligenz ſo in Portionen zu ſchneiden und zu appretiren, daß für Jeden, der nach ihr verlangt, ein Biſſen zu gehöriger Zeit und unter gegebenen Bedingungen vorräthig ſei. Wie die Dinge jetzt ſtehen, hat Berlin wenig von ſeinen Berühmtheiten und die Berühmtheiten haben ihrerſeits wenig von Berlin.

Da wir uns eben bei dem Capitel der Berühmtheiten befinden, ſo wird es nicht ungehörig genannt werden können einigen derſelben mit dem Skizzirſtift nachzugehen. Vor Allen bemerken wir Eine in unmittelbarer Nähe des

Throns und dem Inhaber desselben gleichsam vom Vater auf Sohn vererbt. Dieser Gelehrte und Hofmann hat jetzt bereits ein langes Leben voll Glücksfälle und Triumphe hinter sich und der Ruhm beeilt sich ihm noch beim Schlusse seiner Jahre und seiner Thätigkeit Besuche abzustatten. Es ist zu bewundern, wie sich diese ehrwürdige Erscheinung nicht die Ruhe ihres Arbeitscabinets gönnt, sondern sich unausgesetzt und unermüdet ihren Verehrern zur Ansicht stellt. Bei jedem Hoffeste ist der Himalaya-Greis auf dem Parketboden zu finden, oft nur viel, nicht Vieles sprechend. Von den vom König theuer erkauften Kostbarkeiten der Poesie und Kunst sind drei große Namen für die Gesellschaft immer unsichtbar, der vierte aber zeigt sich bei Hofe, während er sich auf dem Katheder nicht zeigt. Die Wissenschaft ist so glücklich einen kleinen, lebhaften Vertreter in die Säle des Hofes und der Gesellschaft absenden zu können, der es versteht auch außerhalb des Katheders für seine Muse Gönner zu werben. Eine sehr hochstehende Berühmtheit ist die bekannte militärische. Man

ſieht dieſe Illuſtration der Tagesgeſchichte immer in einer Erſcheinung ſich darſtellen, die die Elemente der Courtoiſie und der Heldenhaftigkeit des alten Ritterthums verbindet. Es iſt nicht zu leugnen, die weiße Uniform, die er trägt, hat ihre Candeur nicht einen Augenblick eingebüßt, ſolange ſie ſein Bruſt bedeckt, doch hat die Behauptung ebenfalls Recht, daß Das, was er gethan, jeder andere preußiſche Offizier ebenfalls gethan haben würde. Der militäriſch monarchiſche Geiſt und das Element der Bravour und Ehre geht durch die ganze Armee, wie ſelbſt ihre Feinde ihr bezeugt haben. Es iſt ein Glück für jeden Einzelnen, wenn ihm Momente zufallen, wie jene waren, die die oben bezeichnete Perſönlichkeit trafen. Die böſe Zunge ſagt, daß der ehrenwerthe General, ſeitdem ſein heldenmüthiges Schwert in der Scheide ruht, ſich in einen kleinen ruhmloſen Krieg mit der deutſchen Grammatik verwickelt befinde, auch wirft die öffentliche Stimme ihm vor, daß er eine allzu große Vorliebe für weißgekleidete Mädchen habe, die Gedichte überreichen. Die muſikaliſche Be-

rühmtheit iſt ebenfalls häufig zu erblicken; es iſt ein Mann mit einfachem Weſen und ernſten Zügen, dem man den Pomp und den Lärm ſeiner berühmten Schöpfungen nicht anſieht. Die parlamentariſchen Namen, ſeitdem man nach den Parlamenten nicht mehr viel fragt, erwecken auch nicht mehr, wie früher, das aufmerkſame Auge des Beobachters; dieſes Auge iſt um ſo ſchärfer auf den Einen übrig gebliebenen der beiden Dioskuren gerichtet, die vor vier Jahren am politiſchen Himmel auftauchten. Es iſt natürlich, daß Jemand, der wie der Schreiber dieſer Zeilen auch nicht die entfernteſten Anſprüche erhebt noch erheben kann, daß man ſich ihm als einem Fremden, gänzlich Beziehungsloſen, Unabhängigen — deſſen Urtheil weder ein anbefohlenes iſt, noch im Intereſſe irgend einer Eitelkeit abgegeben wird, in keiner Weiſe ſonderlich bekümmert, ſodaß er ſeine Wege unbeirrt gehen kann. Dieſe köſtliche Freiheit iſt ein unſchätzbares Gut. Iſt das Urtheil, das ein ſolcher „Unberückſichtigter" fällt, immerhin ein fehlendes, es iſt doch wenigſtens ein eigen geſchöpftes, nicht

ein durch die Zwangsmaßregeln der Schmeichelei oder der Drohung erpreßtes. Die Perſonen und Dinge, wie ich ſie gebe — erkläre ich offen, daß ſie mir ſo erſcheinen; der beſſer unterrichtete Leſer kann ſagen: ja, aber ſo ſind ſie nicht; er wird aber nicht ſagen können: Du weißt es ſelbſt, daß ſie nicht ſo ſind, du willſt ſie aber ſo darſtellen, weil es dir Vortheil bringt! Nichts erkältet das Intereſſe eines Leſers und Beurtheilers einer Schrift mehr als die durchgemerkte Abſicht, daß man damit umgehe ihn zu dupiren, das heißt ihm Etwas zu geben was freie, ſelbſtſtändige Anſicht ſein ſoll und gerade das Gegentheil iſt. Haben demnach dieſe Skizzen einigen Werth, ſo haben ſie den des völlig freien, auf eigene Anſchauung baſirten Urtheils. Die Berühmtheit, von der jetzt die Rede ſein ſoll, hat alſo das leichteſte Spiel von der Welt, Alles was über ſie hier ſteht — und ohne dies ſind's nur Aeußerlichkeiten — als den Irrthum und die falſche Anſicht eines Einzelnen zu betrachten und zu misachten. Wie ich neugierig war, den jungen Kaiſer zu ſehen, der, der Sproſſe

der Cäſaren, die älteſte Krone auf ſeinem jugendlichen Haupte trägt, wie mich verlangte jenem gefeierten Staatsmann zu begegnen, der aus dem Lager hervorgehend die Feder ebenſo ſiegreich führte wie das Schwert, wie mich die edlen greiſen Züge des mächtigen Feldherrn, der jenſeits der Alpen ſein ſiegreiches Panier entfaltete, mächtig anzogen, ſo war es mein Beſtreben auch den Glanz dieſes zurückgebliebenen Dioskuren in der Nähe zu betrachten. Man bildet ſich unwillkürlich ein Bild von einem Manne, dem eine ſo bedeutſame Stellung angewieſen iſt. Preußen hat ſo impoſante Perſönlichkeiten gerade auf dieſer Ehrenſtaffel erblickt. Unzertrennlich iſt Würde, edler Anſtand, imponirende Güte, Repräſentationstalent, feine Sprache des Umgangs mit dem Bilde, das man ſich von einem Manne in dieſer Stellung macht. Alles dieſes ſcheint aus der Mode gekommen. Die laxeſten Formen werden adoptirt. Wenn man aber ſelbſt ſich einem nicht zu entſchuldigenden Abandon hingibt, wie will man's verhindern, daß der Untergebene ebenſo auftritt? Von dieſem aber ſoll

das ſtricteſte, ceremonielle Anſtandsmaß innegehalten werden. Die Perſönlichkeit, von der hier die Rede iſt, ergeht ſich zwar nicht in laren Formen, aber ſie iſt kalt, trocken und gibt abſichtlich nichts auf das Aeußere. Nie hat man ein finſtereres, zuſammengezogeneres, weniger Hoheit und Größe, Milde und ſchönen Ernſt zeigendes Antlitz geſehen. Es iſt das Antlitz eines geärgerten Bureauchefs, dem der Glanz und die Höhe ſeiner Stellung wie ein unbequemes Kleid um die Schulter ſitzt. Die „unerläßliche“ Brille läßt keinen Einblick thun in das ohnedies ſchon ſo verſteckte Auge; der in ſeine Winkel gezogene Mund ſieht aus als könnte über ſeine Lippen nie ein wahrhaft heiteres Wort kommen, als wäre er nur geſchaffen kurze, ſchneidende und höhnende Urtheilsſprüche zu fällen. Nun mag das Leben dieſes Mannes, das ſeit einigen Jahren eine fortgeſetzte Kette von Angriffen, Streitigkeiten, kleinen und großen Debatten bildet, dieſe Starrheit und welke Zerwürfniß der Züge hinlänglich entſchuldigen, dennoch aber bleibt der ungünſtige Eindruck auf den Be-

ſchauer. Der Zank der heutigen Parteien kann ſelbſt einen Sokrates um ſeine göttlich heitere Stirn bringen. Den altariſtokratiſchen Thee verſchmähend, ſtand das populäre Bierglas vor dem berühmten Manne. Von einer Anmuth und Grazie der Converſation war nicht die Rede; die Unterhaltung bewegte ſich gleichſam auch im „Geſchäftsſtil". Zu der Literatur ſcheint der hochbeachtete Mann in einer feindlichen Stellung zu ſtehen, die politiſche Feder ſcheint ihm geradezu verhaßt, die poetiſche gleichgültig. Es iſt nur Schade, daß dieſe letztere Feder von der Hand der Grazien und Muſen geführt wird und daß es wenig Ruhm gewährt ſie zu misachten. Die Schmuckloſigkeit, beſſer geſagt die „Verkommenheit" der Räume, in welchen der hohe Beamte weilt, machen ebenfalls einen peinlichen Eindruck. So gar keine Eleganz! Das möchte noch hingehen — aber auch ſo gar nichts was an die heitere, belebende Ausſchmückung der Kunſt erinnert! Nirgends ein Winkelchen wo die Grazien und die Muſen ſich niedergelaſſen — Alles trockener verdrießlicher Ernſt, nachläſſige Gleichgül-

tigkeit. Dieſe Sophas und Stühle haben bereits einer Reihefolge von Premiers zu unruhigen und kummervollen Sitzen gedient, man ſieht es ihnen an. Der März iſt dieſem Plüſch, dieſem Cattun nicht günſtig geweſen; dafür ſind aber alle dieſe Dinge zu der Würde von hiſtoriſchen Denkmalen geworden und dies iſt vielleicht der allerkoſtbarſte Putz, mit dem ein Haus wie ein ſolches, das wir ſoeben beſchrieben, ſich umgeben kann. Dennoch ziehen wir die ſchönen und eleganten Räume vor und behaupten, daß die Weltgeſchichte ſich auch auf Tabourets von Seide niederlaſſen kann, ſowie ein miniſterieller Ernſt immerhin, unbeſchadet ſeiner Würde, ſich mit der Grazie und den ſchönen heitern Formen der gebildeten Geſellſchaft umgeben kann. Es wäre ſchlimm, wenn unſere Machthaber ſich dem Rigorismus und Cynismus unbedingt in die Arme würfen; wo bliebe dann auch noch das kleine Stückchen Urbanität und feiner eleganter Weltſitte, das wir noch übrig haben! Ein Jupiter, der da donnert, iſt nicht ſo ſchrecklich, aber einer,

der eine Cigarre raucht und die Beine über die Stuhllehne wirft, ist — grausenerregend.

Wenn wir von der feinen Weltmannssitte reden — so erscheint uns, wenn wir die Berliner höhere Gesellschaft mustern, gar manches Vorbild. So der General v. B— und dessen schöne, liebenswürdige Gemahlin, so der —sche Gesandte, dessen Symbol der Lorbeer des Dichters, das Schwert des Kriegers und die Feder des Diplomaten bilden. Nirgends fühlt man sich besser placirt als in seinem wirthlichen Salon; es ist der Athem einer edlen und schönen Kunstatmosphäre, die Einen warm anhaucht und Einen das „Leben und die Politik der Straße" vergessen macht. Man muß ihn über seine Reisen, über seine Anschauungen über Natur und Menschen sprechen hören, um zugleich die unnachahmliche Schönheit seiner Ausdrucksweise wie die Tiefe seiner aus dem Born der Wissenschaft und Poesie geschöpften Ansichten zu bewundern. Ein Salon wie der seinige ist für Berlin eine große Wohlthat und man muß wünschen, daß er ihm erhalten bleibe.

Um von den hieſigen Räumlichkeiten noch ein Wort zu ſprechen, wird es vor allen Dingen nöthig ſein des königlichen Schloſſes zu erwähnen und es in eine Parallele zu ſtellen mit der kaiſerlichen Hofburg in Wien. Unbedingt iſt das hieſige Schloß prachtvoller und größer, ebenſo unbedingt iſt jedoch die Hofburg in ihrer hiſtoriſchen, alterthümlichen Bedeutung weit der preußiſchen Königsburg vorzuziehen. Hier aber ſoll nur von der geſellſchaftlichen und modern wohnlichen Einrichtung die Rede ſein, wie ſich beide Paläſte bei den Feſten darſtellen. Es kann nicht leicht etwas an Raum und Ausſchmückung Ungefälligeres geben als der innere Schloßraum und die Einfahrt bei der kaiſerlichen Hofburg. Enge Treppen, enge Corridore, Vorſäle, die nur eine geringe Anzahl Perſonen faſſen und bei großen Hoffeſten ein unleidliches Gedränge veranlaſſen, bilden die Eigenthümlichkeiten der Hofburg. Große, weite Treppen, bequeme Corridore, weite Vorſäle, eine große Reihenfolge prachtvoller und geräumiger Gemächer zeichnen das Berliner Schloß aus. Wir ſprechen

hier nicht von der hiſtoriſchen Bedeutung der einzelnen Zimmer in beiden Schlöſſern; in dieſer Beziehung wäre wie geſagt die uralte Kaiſerburg weit vorzuziehen dem viel neuern Königsbau. Bei großen Hoffeſten werden die Gäſte über höchſt geräumige und elegante Treppen zuerſt in den prachtvollen Banketſaal geführt, alsdann kommen einige Gemächer, die mit werthvollen Bildniſſen geziert ſind, und endlich tritt man in den Saal, der der Weiße Saal genannt wird. Es iſt dies eine theilweiſe ganz neue Schöpfung, bei der man einen doppelten, wie es uns ſcheinen will, ſchwer zu vereinigenden Zweck vor Augen gehabt hat. Der Saal ſoll als Thronſaal zu großen Staatsfeierlichkeiten dienen und zugleich — zum Tanzſaal. In Wien iſt der Saal mit der Colonnade von gelben Marmorſäulen nur zu Hofbällen und Maskeraden beſtimmt, der Thronſaal befindet ſich anderswo. Hätte man den Weißen Saal nur für die ernſten, großen Feſtlichkeiten beſtimmt, ſo wäre nichts gegen ſeine Bauart einzuwenden, die entſchieden ſeriös und daher etwas ſchwerfällig iſt.

Für einen Thron-, Staats- und Audienzſaal paſſen die Embleme an Wänden und Decken vortrefflich. Man ſieht dieſe Gruppen geharniſchter Geſtalten alsdann mit Wohlgefallen und ebenſo verweilt das Auge mit Befriedigung auf den an der Decke angebrachten ſymboliſchen Figuren. Bei einem Tanzſaal fragt man ſich jedoch, was die chriſtlichen Tugenden der Beſtändigkeit, der Stärke, der Geduld zu ſagen haben, und weshalb das Kreuz und der Anker der Hoffnung oben paradiren, und was die ernſte, imponirende Größe des Königsſitzes an der einen Wand bei den heitern Spielen Terpſichore's eigentlich ſollen. Denkt man ſich den Saal als Thronſaal, ſo fragt man ſich, wozu der heitere Aus- und Anbau dienen ſoll, wo man Springbrunnen rauſchen hört und Blumengewinde ſich um die Säulen ziehen. Wenn wir von dieſem Dualismus abſehen und einfach uns daran halten wollen in dem Weißen Saale einen Tanz- und Feſtſaal zu ſehen, ſo ſpringen neben der Schwerfälligkeit ſeines Baues und ſeiner Verhältniſſe noch zwei Uebelſtände in die Augen;

der erſte iſt, daß er nicht genügend beleuchtet werden kann, und zweitens, daß die Einrichtung mit den offenen Treppen im Winter einen unbehaglichen Temperaturwechſel zuwege bringt. Die Geſellſchaft, die ſich im Saal befindet, wird kühl angeweht von dem offenen Treppenhauſe, und ſteigt man vollends in jene höher liegenden Räume hinüber, ſo gibt's dort einen ſo auffallenden Unterſchied mit dem Klima im Saale, daß der Einfluß hiervon unmöglich auf die Geſundheit ein günſtiger ſein kann. Dabei kann es keine große Freude verurſachen, im Winter Waſſer plätſchern zu hören. Dazu iſt der kleine Springbrunnen mit ſeiner kleinen vergoldeten Figur in gar zu dürftigem Maße erdacht und kann auf keine Weiſe mit den ernſten und großartigen Wanddecorationen des Saales in Einklang gebracht werden. Wenn wir uns eine Aenderung erdenken wollten, ſo müßte dieſer ganze Anbau ſammt Springbcunnen und obern Gemächern geſchloſſen werden, etwa durch Glaswände, die den Blick nach dem Grünen offen ließen. Dem Uebelſtand mit der Beleuchtung

wird ſich kaum abhelfen laſſen, wenn man nicht zu dem Mittel ſchreitet koloſſale Lichtpyramiden in den vier Ecken des Saales aufzuſtellen; denn beſonders die Ecken ſind's, die dunkel bleiben, und wenn man die Decoration des Feſtſaals bedenkt, ſo ſind's gerade die Ecken, die nie dunkel bleiben dürfen. Freilich müßten die Spitzen dieſer Pyramiden bis hinauf an die Decke reichen. In dem prachtvollen Tanzſaal im Palaſt des Fürſten Liechtenſtein war es gerade dieſe zweckmäßige Beleuchtung, die von den Ecken — freilich in Verbindung mit dem koloſſalen Luſtre in der Mitte — ausſtrömte, die eine ſo zauberiſche Helle hervorbrachten. Die kaiſerliche Hofburg iſt ebenfalls ſchlecht beleuchtet; auch da iſt das neue Syſtem der Beleuchtung nicht angebracht. Auch macht daſelbſt die Anordnung keinen guten Effect, daß man den Muſikern ihre Plätze, amphitheatraliſch aufſteigend, in einer Art Loge angewieſen hat, wo dieſe in grelles Roth gekleideten Figuranten eine ſehr auffällige Gruppe bilden. Der Saal der Hofburg iſt dabei räumlich nicht ſo groß wie der Weiße Saal

in Berlin, jedoch ist er besser geschützt gegen Temperaturwechsel. Das Muster eines fürstlichen Tanzsaals bleibt unsers Erachtens immer der Saal im Liechtenstein'schen Palais in Wien. Hier sind Eleganz, Zweckmäßigkeit und vor allem — was in einem Tanzsaal die Hauptsache ist — die genügende und überallhin vertheilte Lichtmasse vereinigt. Von Festsälen in Privatwohnungen ist mir in Berlin nichts bekannt geworden, was sich nur irgend den hierzu bestimmten Räumen in Wien an die Seite setzen könnte. Dies ist um so auffälliger, da es in Berlin doch gewöhnlich nicht an Platz fehlt. Der Saal im Hotel des Grafen R— soll schön sein; der im —schen Gesandtschaftshotel ist zu schmal; das Hotel besitzt einen alten, noch aus der Zeit Friedrich des Großen fast unverändert erhaltenen Saal, doch wird er nur selten den Gästen geöffnet. Bekannt ist der schöne Saal in dem neuen Palais zu Potsdam; doch haben wir es hier nur mit den Berliner Räumlichkeiten zu thun. Den in seinen Verhältnissen schönsten Ballsaal besitzt Berlin in einem öffentlichen Local;

es ist dies der Saal im Kroll'schen Etablissement vor dem Brandenburger Thore. Mit einigen Hinzuthaten an Lustres und Kandelabers ließe sich hier eine strahlende Beleuchtung zu Stande bringen, die nichts zu wünschen übrig ließe; freilich nur mit Gasflammen, die der aristokratischen Wachskerze nachstehen; auch die Decorirung ist die eines öffentlichen Locals; die Vertheilung der Nebengemächer und anstoßenden Säle, sowie die Anordnung der Logen oberhalb ist völlig dem Zwecke entsprechend und kann für einen Musterbau seiner Art gelten. Keine der großen Hauptstädte kann einen Saal, dem öffentlichen Verkehr gewidmet, von dieser Eleganz und Größe aufweisen.

Ehe wir das königliche Schloß verlassen, müssen wir noch eines Zimmers erwähnen, in welchem die Portraits von sechs Fürstinnen hängen. Es bildet dieses Zimmer das Vorgemach zum Weißen Saale. Unter diesen Portraits zeichnet sich das der Sophie Charlotte aus, der ersten Königin von Preußen. Es ist vortrefflich gemalt und gibt eine lebendige An-

ſchauung jener geiſtreichen und originellen Fürſtin, die neben einem eiteln und prunkſüchtigen Gemahl die Aufgabe hatte die echte Würde und den geiſtigen und ſittlichen Gehalt der neuen Glanzſtellung des emporſteigenden Hauſes zu vertreten. In dieſen großen, klugen, dunkeln Augen liegt eine Welt der Heiterkeit und des anmuthigſten Verſtandes; man begreift, wenn man dies Bild ſieht, daß eine ſolche Frau den preußiſchen Hof zu einem Aufenthalt der Grazien und Muſen machen konnte und daß an ihrem Siegeswagen ein ſo ſtrahlender Genius ſich einſpannte, wie es Leibnitz war. Auf ihr kleines Luſtſchloß Lützelburg, das ſpäter den Namen Charlottenburg annahm, zurückgezogen, amüſirte ſie ſich die Pedantereien ihres Gemahls zu parodiren, ihn zu perſifliren, ohne doch dabei aufzuhören ſeine gute Freundin zu bleiben, zu muſiciren, zu philoſophiren, zu disputiren. Sie lockerte den Boden für Blumen und machte zum erſten mal den Sand der Mark emporwirbeln, den ſpäter die breiten Füße der Rieſengrenadiere ihres Sohns in ewigen Paraden wieder feſttraten.

Friedrich der Große hatte etwas von ihr geerbt, wenn auch nicht gerade das Talent der Muſik. Dieſe reizende Charlotte, in ihrer friſchen Lieblichkeit, ſchwebt wie ein Lichtſtrahl aus einer beſſern Welt über dem düſtern Glanz dieſer kriegeriſchen Krone. An der andern Wand, jenſeit der Thüre, zeigt ſich ihre Schwiegertochter. Es iſt ein Geſicht, aus dem man nichts herausließt. Die Figur iſt ſteif, prahlend mit einem kleinen Schneegeſtöber auf dem Kopf, in Form einer winzig kleinen, grell weiß gepuderten Perrücke. Es iſt die princesse par excellence, von der man ganz ſicher iſt, daß ſie nie etwas anders thun und ſprechen wird als was man „respectieusement" zu bewundern hat. Dennoch war es ein Frauenherz, das in ſeiner Weiſe gegen die Welt kämpfte und dem wir Theilnahme und Intereſſe nicht verſagen dürfen. An der Wand über dem Kamin hängt ein ſehr verfehltes Bild der Königin Louiſe. Sie iſt als eine leichte, dahinflatternde Nymphe dargeſtellt, im Geſchmack der Ramberg'ſchen Grazien. Neben dem prächtigen„ innerlich mit ſo köſtlichem Gei-

ftesſchmuck ausgeſtatteten Bilde Charlottens iſt dieſe rein äußerliche „Blumenhaftigkeit“ doppelt ſtörend auffällig. Wie kann man in den Augen der Nachwelt immer flattern und tanzen wollen; muß man nicht lieber wünſchen bei böſen und guten Tagen ruhig dazuſitzen, ſo wie es Sophie Charlotte thut. Da dieſe Fürſtin, die Königin Louiſe, ſo ſchön war, da ſie mit ſo großer Liebe im Andenken der Nation bewahrt wird, ſo muß man ſich wundern, daß es ſo wenig mit glücklicher Einfachheit, wenn auch mit warmer Inſpiration gemalte Bilder von ihr gibt. Es ſcheint, daß alle Künſtler jener Tage immer noch etwas mehr geben wollten als eine ſchöne, geiſtvolle Frau; und da bewährt ſich die Wahrheit des Spruches, daß das „beſſer“ ein Feind des „gut“ iſt. Das Bild der Gemahlin Friedrich des Großen zeigt eine Matrone, wie es deren eine große Anzahl gibt. Es iſt vortrefflich gemalt. Ein kleines Bild der Kaiſerin von Rußland, das in künſtleriſcher Hinſicht wenig Beachtung verdient, und ein großes Bild der regierenden Königin beſchließen die Sammlung,

die in der That eigenthümlichen Reiz hat und wol eine Stunde angeſtrengteſter Betrachtung hinnimmt. Das Geſchick der „Frauen auf dem Throne" geht hier an der Seele des Beſchauers in den mannichfaltigſten Gebilden vorüber und es wäre ſicherlich keine vergebliche Educationsſtunde, wenn eine junge Fürſtin an der Hand einer Minerva, unter der Geſtalt einer erklärenden Oberhofmeiſterin, dieſe Galerie muſterte. Wenn wir dieſe Minerva wären, würden wir ungefähr wie folgt, ſprechen: Verſuchen Sie Hoheit, ein liebender Schutzgeiſt des Mannes dem ſie angehören zu ſein, wie jene drei Frauen, erziehen Sie ihre Kinder ſtreng und gut, erdulden Sie Manches im häuslichen Leben und in der Politik, wie jene Frau, ziehen Sie ſich beſcheiden in den Hintergrund zurück, wenn Sie das Glück haben einen Heros zum Manne zu haben, wie jene Frau, vor allem aber verſuchen Sie alle dieſe Tugenden mit der großen, einzigen, himmliſchen Fürſtentugend zu krönen, heiter, gefühlvoll, belebend, menſchlich, groß und — geiſtig frei zu ſein, wie — Sophie Charlotte.

Wir können nicht ſcheiden von dieſer gekrönten Liebenswürdigkeit, ohne eine Anekdote zu erzählen, die ſie charakteriſirt. Der Gemahl, froh eine Königskrone gegen einen Fürſtenhut eingetauſcht zu haben, veranſtaltete eine nicht endende Reihe von Ceremonien und Feſtlichkeiten. Eine der beſchwerlichſten war die Krönung in Königsberg. Der ganze Hof machte ſich auf, eine ganze Karavane von Kutſchen, alle neuen Marſchallämter ritten voran, ganze Regimenter folgten — Lärm, Staubwirbel, ſchmetternde Muſik, Tumult der Roſſe und Reiſigen, Geſchrei der Zugführer, donnernde Flüche und tiefe ceremoniöſe Verbeugungen auf offener Landſtraße — Alles durcheinander. Wo der Zug ankam, war es als wenn die Welt untergehen ſollte. In dieſem wüſten Lärm, in dieſem betäubenden Gepränge wurde die arme Charlotte immer weiter, immer weiter bis nach Königsberg geſchleppt. Sie war corpulent, ſie kam ermüdet an, und ſogleich ſtürzte man ihr entgegen mit dem Krönungsornat, mit den Roben von Brocat, die eine Laſt bildeten, daß ſie kaum ein ſtarker Mann

von heute mehre Stunden würde tragen können. In dieſe Gewänder ſchlüpfte nun die arme Königin. Ihr ceremonienliebender Gemahl erließ auch nicht die kleinſte Förmlichkeit, nicht den unbedeutendſten Feſtact. Endlich war es ſo weit, ſie kniete nieder und die Krone, dieſe koſtbare Krone, die zugleich ſo ſchwer war, ſollte eben auf ihr Haupt geſetzt werden — da erlaubte ſich die arme Frau, die es nicht mehr aushalten zu können glaubte — eine Priſe Taback zu nehmen. Schüchtern fährt ihre Hand in die Falten des Goldreifrocks und ſucht nach der Taſche und in dieſer nach der Doſe. Sie findet ſie und will eben die Priſe zur Naſe führen, einen kleinen, flüchtigen, ſchalkhaften Blick nach oben zu ihrem Gemahl ſendend, als eben die prieſterlichen Einſetzungsworte ertönen. Ein drohender Blick des Königs, ein zürnendes Räuſpern macht, daß ſie die Doſe langſam wieder in die Taſche ſchiebt, und daß die Priſe unterbleibt. Wie kann man aber auch in dieſem Moment Taback ſchnupfen wollen! Unerhört! Freilich — Sophie Charlotte erlaubte ſich dies.

Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur.

Gerade als der Carneval recht im Gange war, erſchien eine kleine Broſchüre, die einen Bannſtrahl gegen alle weltlichen Freuden ſchleuderte, und beſonders gegen Tanz, Diners und Karten eiferte. Wenn man weiß, wie gering dieſe „weltlichen Freuden" waren, wie wenig Freude und Luſt bei ihnen herrſchte, ſo fällt Einem unwillkürlich Voltaire's Witzwort ein „tant de bruit pour une omelette!" Ja, wenn wir in den Zeiten der römiſchen Imperatoren lebten, oder in den Zeiten der Regentſchaft, oder auch nur ſechszig Jahre früher in Preußen, ſo wäre dieſe „Wüſtenſtimme des Asceten" erklärbar; aber jetzt! — du lieber Himmel, für dieſen kleinen Spaß — eine ewige Verdammniß! Das will nicht recht im Verhältniß ſtehen. Hätte der Bußprediger die Sache bei einem andern Zipfel

gefaßt und gegen die egoiſtiſche Verhärtung, gegen die Heuchelei und gegen die Polizei-Moralität unſerer Zeit geeifert, dann hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen, auf dieſe Weiſe jedoch fahren ſeine Blitze auf die Häupter der Unſchuldigen. Denn Die, die heutzutage den Muth haben froh und jung zu ſein, Die gerade verdienen eine Aufmunterung und Belohnung, keine Verdammung. Die eigentlichen Sünder unſerer Zeit tanzen nicht. Wenn man ſie aufſuchen will, muß man nicht in die Tanzſäle gehen. Frohe Menſchen, die ſich des Lebens freuen, haben Gott nie beleidigt und werden ihn nie beleidigen, ſolange die Welt ſteht. Könnten wir nur wieder ſo recht von Herzen froh werden, es wäre damit der Stein abgewälzt, der auf unſer Aller Bruſt ruht. Aber wir werden nicht wieder froh — das jetzt lebende Geſchlecht wenigſtens nicht. Was wir heutzutage froh ſein nennen, iſt himmelweit verſchieden von dem wahren Frohſinn. Heute nennen wir froh ſein, wenn Einem Papiere Geld einbringen und ein Börſenſpiel gelungen iſt; man nennt froh

ſein, wenn ein glücklicher Umſchlag der Geſinnung einen Orden einbringt, man nennt froh ſein, wenn man Schaden und Unluſt in gehörigem Maße dem verhaßten Nachbar hat zufügen können und überall iſt man froh, wo man ſich und ſeine eigenen Intereſſen gehörig hat wahren können. Das iſt der eigentliche Frohſinn nicht, und wenn die fromme Broſchüre gegen dieſen falſchen Frohſinn zu Felde gezogen wäre, ſo könnte man ihr nur Recht geben. Statt deſſen will ſie die Leute wieder froh machen, indem ſie ſie „in dem Herrn vergnügt" macht, das heißt mit andern Worten, ſie ins Conventikelſtübchen zwingt.

Die Heilworte der Broſchüre*) fangen mit den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtin an, der zu ſeiner Zeit, als er noch in Karthago ſtudirte, ein arger Weltfreund geweſen ſein ſoll und daher aus Erfahrung weiß, wie es mit den Verführungen Babylons beſtellt iſt. Befragt, ob

*) In der Welt aber nicht mit der Welt, vom Grafen Arnim-Blumberg. Berlin, in Commiſſion bei Wilhelm Schultze.

ein Chriſt tanzen dürfe, antwortete der Kirchenvater: „Werde erſt ein rechter Chriſt, ſo wirſt du mich nicht mehr fragen!“ das heißt, ſo wirſt du nicht mehr tanzen. So will es auch der Graf Arnim verſtanden wiſſen. Ein wahrer Chriſt tanzt nicht, ſpielt nicht in der Karte, macht keine Diners mit, überhaupt vermeidet alle Geſellſchaften, von denen er vermuthen kann, daß daſelbſt Perſonen zuſammenkommen, deren Geſpräch nicht von dem „Geiſt des Herrn getragen“ wird. Dieſes grauſame Verbot erſchien gerade als man tanzte, als man dinirte und als man ſpielte. Der fromme Bußprediger hatte ſeine Zeit gut gewählt. Eine namhafte Zeitung unterſtützte ihn und es fanden kleine ärgerliche Zwiſtigkeiten ſtatt, weil die Frommen fanden, daß irgendwo nicht allein getanzt worden war, ſondern auch, ihrer Meinung nach, zu ungehöriger Zeit und Stunde. Dieſer ganze Kampf wurde auf dem Terrain der ſogenannten „großen Welt“ durchgeführt, und nur die Geſellſchaft, das heißt die Hof- und vornehmen Kreiſe betheiligten ſich daran. Man hat nicht

gehört, daß das anderweitige tanzende Berlin, insoweit es noch existirt, von der Broschüre und ihren Bannstrahlen Notiz genommen hat. Es sind auch überall jetzt die vornehmen Stände, die ins Gebet genommen werden, und die demzufolge sich auch ganz besonders auf die Heuchelei verlegen. Wir wollen später, wo wir von der Literatur sprechen, diese Behauptung noch besonders bekräftigen. Fürs Erste soll uns die Broschüre noch beschäftigen.

Wenn man sich vorstellt, wie die Gesellschaft beschaffen sein soll, wenn sie dem Ideal dieser „Frommen" nachkommen soll, so kann Einem ganz trostlos zu Muthe werden. Alles dunkel, eng, klein — nirgends ein freier Luftzug. Laßt nur sehen, wie der Graf die Gesellschaft und die geselligen Zusammenkünfte will eingerichtet wissen. Wenn also nicht getanzt werden soll, weil es sündlich ist, weil's also keine Diners geben soll, weil man dabei zur Hölle fährt, weil Kartenspiel nach Römer 14, 13 einen Anstoß oder Aergerniß dem Nächsten gibt, was soll man also thun, wenn man zusammen kommt? Der

Graf antwortet: Weil Matthäi 12, 36 geschrieben steht, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen am jüngsten Tage von jeglichem unnützen Worte, das sie geredet haben, so geht daraus hervor, daß, wenn man bei geselligen Zusammenkünften zum Unterhaltungsmittel der Conversation greift, man es nothwendig so einzurichten habe, daß nur lauter nützliche Worte gesprochen werden. Können das nützliche Worte sein, die man verschwendet, um vom Theater zu sprechen, von den Kunstreitern, von der Toilette? O nein, nein! Von diesen Dingen wird nicht gesprochen, schon deshalb nicht, weil es geschehen könnte, daß man scherzhafte und fröhliche Bemerkungen machte, der Wiedergeborene kann aber nie von Herzen lustig sein, und vor allen Dingen nie scherzen, denn er empfindet immer mit Schmerzen, daß alle Menschen von Natur der Verdammniß verfallene Sünder sind*). Dennoch wollen wir, ruft der Graf, kein kopfhängerisches Christenthum, auch der Christ kann,

*) A. a. O. Seite 11.

wenn ihm anders der Herr die Gabe verliehen hat (!) in der Unterhaltung einen „durch die innere Beziehung zum Herrn geheiligten Witz und Humor walten lassen" Kolosser 4, 6: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt! In großen, gemischten Versammlungen ist jedoch diese Regel nicht durchführbar. Sprechen Einige in der Gesellschaft „lieblich und mit Salz" gewürzt, so riskiren sie von Denen, die diesen Jargon nicht verstehen, verhöhnt zu werden; also es bleibt dabei, daß die Erweckten, so viel als irgend thunlich, unter sich bleiben. Wenn nun unter den Erweckten der Fall eintreten sollte, daß hartnäckiger Miswachs an Geist und Humor sich einstellt, sodaß die Gläubigen „Stunden und Tage der Dürre" erfahren, so kann erlaubt werden, daß man „Notabilitäten aller Art" herbeizieht, doch müssen es zugleich „erweckte, wiedergeborene Christen" sein. Hat man glücklicherweise Solche bei der Hand, so werden den Gläubigen die Tage und Stunden ihrer Dürre angenehm verkürzt. Fehlt es — wie es sehr zu besorgen steht — an diesen gehörig qualificirten

Notabilitäten, so kann die Zusammenkunft auch Lectüre zur Hand nehmen, auch sogar heitere und humoristische Schriftsteller, aber es muß wieder christlicher Humor sein. Als ein solcher Autor wird Claudius genannt. Wenn man mit der Lectüre fertig ist, so geht man zur Musik über, und treibt diese auch auf die oben vorgeschriebene Weise. Bei dieser Gelegenheit entschlüpft unserm frommen Autor ein Widerspruch: er spricht von der Freude, die der Wiedergeborene an der „herrlichen Natur" hat. Bekanntermeise ist, um in diesem Sinne zu sprechen, die ganze Natur zugleich mit dem Menschen eine verderbte und gefallene, von Grund aus böse; es kann also füglich der Wiedergeborene an ihr keine Freude haben, vor allen Dingen sie keine herrliche nennen. Die Gesellschaften des Grafen Arnim bestehen demnach aus kleinen Zusammenkünften, in denen die Theilnehmer, wenns Glück gut ist, christlichen Humor haben, aus Claudius' Werken sich einander vorlesen und geistliche Musiken zum Piano absingen. Wir zweifeln durchaus nicht, wenn die Sache so fort

geht, drei Viertheile der Gesellschaft wirklich nach Verlauf von ein paar Jahren sich so untereinander „belustigen" zu sehen.

Die Broschüre hat nebenbei Das an sich, was alle diese Bestrebungen so gehässig macht, nämlich den geistigen Hohn, die himmlische Ueberlegenheit, die von ihrer demuthvollen Höhe alles sterbliche Gewürm so tief unter sich sieht. Dieser Hohn und dieser demuthvolle Hochmuth ist in das Gewand des innigsten Schmerzes und des edelsten Mitgefühls gekleidet; so finden wir denn auch hier Stellen, die da lauten: „Wir können, so betrübend es ist, uns nicht verhehlen, daß Viele, ja die Mehrzahl, werden verloren gehen!" „Mit Schmerz und Angst sehen wir viele theure Seelen, ja viele der edelsten Naturen auf dem breiten Wege wandeln!" „Möchte es berücksichtigt werden, daß man, menschlich betrachtet, die edelsten Gesinnungen haben, die größten und aufopferndsten Thaten vollbringen, und doch ewig verloren gehen kann!"

Wie furchtbar eilig diese, unsere Frommen,

mit dem gräßlich ſchneidenden Worte „ewig verloren!“ bei der Hand ſind. Haben ſie da auch bedacht, was ſie ſagen? Welche Welt von Entſetzen ſie heraufbeſchwören? Aber nein — wir wollen zu ihrer eigenen Ehre annehmen, daß ſie dies nicht bedacht haben; daß ſie vielmehr hiermit eines jener unnützen Worte ſprechen, die ſie ſelbſt ſo ſtreng verpönt haben.

Da keine weltliche Freude zu unterdrücken war, ſo wurde auch keine unterdrückt, die weltliche Selbſtſucht, die weltliche Genußgier, der weltliche Neid und die mehr als weltliche Gleichgültigkeit, die faſt brutale Impertinenz gegen alle Intereſſen echter Humanität, dieſe konnten nicht unterdrückt werden und werden auch nie durch ſolche Waffen unterdrückt. Da die fromme Broſchüre es nur mit den Ballſälen, den Kartentiſchen und den Genüſſen der Tafel, nebenbei auch mit dem üblichen Modegeſchwätz zu thun hatte, ſo ſchloſſen ſich ſofort an ſie andere Beſtrebungen, die tiefer gingen. Es folgte auf dem Felde der Politik eine in weite Kreiſe ſich

verbreitende Vorleſung über die Frage: Was Revolution ſei, wo die Antwort lautete, daß ſie ein Auflehnen gegen Gottes Gebot ſei und mithin ein nie ſtreng genug zu büßendes Verbrechen: was jedoch in dieſem Falle Gottes Gebot ſei, wurde mit ebenſo ſelbſtgenügſamer Allwiſſenheit, mit dem Dünkel der allein Begnadigten ausgeſprochen, wie es in der Broſchüre geſchehen. Ein dritter Bußprediger erhob ſich in den Kammern in der Perſon eines Kunſtbeförderers, der aus der Reſidenz die Baudenkmale und Kunſtgegenſtände, die den heidniſchen Stempel antiker Schönheit an ſich trugen, verbannt wiſſen wollte, an ihrer Stelle chriſtliche Baukunſt, chriſtliche Denkmale und Statuen wollte zur Schau geſtellt ſehen. Ein Vierter machte ſich über die Wiſſenſchaft her und bewies ihr, daß ſie, aus dem Standpunkte der Frommen eigentlich gar nicht exiſtire, daß das Wiſſen und Forſchen auf Irrwege ablenke, und daß das Beſte, was bei dieſem Treiben erreicht werde, noch ſei, eine müßige Spielerei zu ſchaffen. Die Wiſſenſchaft erklärt, und der Glaube will nichts erklärt hören.

Etwas Weiteres über dieſes Thema zu ſagen, wäre hier nicht am Ort.

Die Reaction, die es immer wieder der Feder merken läßt, daß ſie ihr nichts bedeute im Vergleich mit dem Bayonnet, hat auch den Büchertiſch geregelt, oder gleichſam aus ihm eine tabula rasa gemacht. Es iſt ſo weit gekommen, daß faſt jede literariſche Production, wenn ſie ſich nicht mit den trockenſten Fachwiſſenſchaften beſchäftigt, misliebig geworden iſt. Der echte Dichter legt ſeine Feder nieder in einer Zeit, wo links ein Soldat, rechts ein Pfaffe ihm über die Schulter ſieht. Der Himmel hat es ſo gütig gefügt, daß gerade, wo dieſer böſe Wind weht, kein echter Dichter dichtet. Was wir an Talenten haben, ſind Talente dritten und vierten Ranges, und wenn Die ſchweigen — es iſt immer ein großer, nicht zu erſetzender Verluſt —, ſo iſt es doch nicht ein bethlehemitiſcher Kindermord des Genies. Wenn wir unſere jetzige ſchöne Literatur betrachten, nämlich die, die von der Reaction die Erlaubniß hat zu exiſtiren, ſo fällt unſer Blick auf

lauter Productionen, die eine ſchwächliche, ſüßliche, pietiſtiſch-abſolutiſtiſche Farbe an ſich tragen. Die ſogenannte Modeliteratur iſt ganz in dieſe Farbe getaucht. Es ſchreiben nur Frauen, und die wenigen Männer, die ſich auf dem Titelblatt als Männer kund geben, gehören nicht minder dem ſchwachen Geſchlechte an. Dies iſt nicht in Deutſchland allein ſo, es iſt über die ganze civiliſirte Welt verbreitet. Dieſelbe Prüderie, dieſelbe bezahlte Geſinnungsloſigkeit, dieſelbe knechtiſche Furcht vor der rothen Mütze auf der einen, und dem allmächtigen Bayonnet auf der andern Seite. So kann der Zuſtand nicht lange bleiben; entweder es kommt, wenn der Abſolutismus erſt völlig im Hauſe Herr geworden, eine lascive Literatur, wie zu den Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft oder der Regentſchaft in Frankreich, oder — der glücklichſte Fall! — nach langen, den Stoff der entarteten Menſchheit reinigenden Kriegen, blüht wieder eine urkräftige, waldfriſche, in geſunder Sinnlichkeit ſich entfaltende Literatur! Gott gebe es!

Die kleine, verzwickte, pietiſtiſche Salonlite-

ratur ist von der Art, daß der Beobachter gern wie von einer Krankheitserscheinung sich hinwegwenden möchte, wenn er nicht die Pflicht fühlte, wichtige Dinge nicht so zu nehmen, daß man könnte auf den Glauben kommen, sie seien unwichtig. In unserm Stuben- und Straßenleben ist es von großer Wichtigkeit, mit welchen Dingen unsere Frauen und unsere junge Männerwelt aller Stände ein Drittel ihrer freien Stunden zubringt, und dies ist mit Unterhaltungsliteratur. Ist diese nun so sittlich erschlaffend, so leer an Ideen und Anschauungen, so läppisch in der Form und so gesinnungsdürftig wie die heutige, so kann es kein geringer Nachtheil genannt werden, den die Bücher dieser Art uns bringen. Es ist doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied, ob unsere Jugend einen Cervantes liest, oder eine „Amaranth"! Eine „Hermann und Dorothea", oder ein „Was sich der Wald erzählt!" Wenn man diese weichliche, pietistische und prüde Literatur in die Hand nimmt, so wird man allerdings kein Wort entdecken, kein Bild finden, wodurch die Sittlichkeit

junger Naturen beleidigt wird, allein wir finden auch kein Wort, kein Bild, durch welches große Gedanken, schöne Anschauungen, ernste und kühne Vorsätze in die jugendlichen Seelen geprägt werden. Und dies ist natürlich. Wo man den Dichter zwingt, die Welt mangelhaft und nicht in ihren großen Gegensätzen zu schildern, da nimmt man ihm auch die Kraft, die wahre Sittlichkeit zur Anschauung zu bringen, und die besteht darin, daß Sinne und Geist sich die Wage halten, daß Laster und Tugend von der Höhe echt menschlicher Anschauung gesehen, sich ausgleichen. Es würde zu weit führen, die Grundsätze zu entwickeln, nach denen die wahre Schönheit, mithin Sittlichkeit, eines Kunstwerkes zu beurtheilen ist, es genügt zu sagen, daß nach diesen Grundsätzen im langen Laufe der Jahrhunderte alles Das geschaffen worden ist, was die Bewunderung der Menschen erregt hat und erregen wird, solange die Welt steht. Der heutigen Modeliteratur macht man immer wieder den Lobspruch, daß sie sittlich sei — sie ist aber im höchsten Grade unsittlich; denn sie predigt eine unmögliche

Moral; ſie verweiſt den Menſchen zu einer ewigen Unmündigkeit. Wenn man ſieht, durch welche Mittel ſich wahrhaft ſittliche Naturen entwickeln, an welchen Werken ſie ſich kräftigen, wie ſie ſtreben ſich früh mit der Natur und der Kraft des Lebens bekannt zu machen, wie ſie nicht zurückbeben, das Laſter kennen zu lernen, um dann der Tugend und der Religion mit jener kräftigen, ſelbſtändigen Liebe anzuhängen, die allein der Sittlichkeit Adel und Werth verleiht, dann wird man leicht einſehen, wie durch jene Bücher nur Heuchelei, im beſſern Falle ſchwächliches Hindämmern, mithin Unſittliches bewirkt wird. Die ſo arg geſcholtene Literatur der Räuberromane iſt immer noch beſſer als dieſe modernen Ephemeren, dieſe Kundgebungen der Bonnen, und der weltlichen und geiſtlichen Staats-Cenſoren.

Der Himmel weiß, wann wir wieder einen lesbaren Roman, ein echtes, wirkliches Gedicht in die Hände bekommen werden! Es möchte noch einige Zeit anſtehen. Mittlerweile würde ich der Jugend oder den Frauen die alten herrlichen Werke, an denen ganze Generationen ſich gefreut

und erkräftigt, in die Hand geben. Statt des kränkelnden, ebenfalls ſchwächlich und frömmelnden Dickens den alten trefflichen Smollet, Sterne und Goldſmith, in Frankreich ſtatt der fade gewordenen und modiſch ſchwatzenden George Sand und dem wahrhaft unſittlichen Eugen Sue den ehrlichen, wenn auch frommen Fénélon, den köſtlichen Gil Blas, den nie alternden Meiſter Lafontaine, in Deutſchland bliebe noch ſo Vieles von unſerem herrlichen Dioskurenpaar, von Goethe und Schiller, wieder und immer wieder zu leſen, den ganz vergeſſenen Jean Paul nicht zu vergeſſen, und tauſendmal lieber würde ich ein junges Mädchen, einen jungen Mann bei der Lectüre der „Inſel Felſenburg" ertappen, als bei dem „Was ſich der Wald erzählt" oder „Was ich meinem Vöglein abgelauſcht". Nun noch nicht zu gedenken der Cervantes, der Dante, der Iliaden und Odyſſeen und hundert anderer herrlichen, großen Dichterſchöpfungen, die genügend ſind, eine noch viel länger ſich hinſtreckende Productionsſteppe zu decken, als die iſt, in deren Sand wir uns gegenwärtig befinden.

Die nicht begünstigte Literatur. Die Zeitungen.

Wenn wir die ſüßliche, frömmelnde und fade Literatur ausnehmen, die begünſtigt und auf alle Weiſe gefördert wird, ſo bleibt die Literatur übrig, die nicht begünſtigt wird; zu dieſer gehören der kleine Reſt derjenigen Schriftſteller, die noch nach der alten handfeſten, körnigen, und in ihrem Stoffe und Gewande nach Inhalt ringenden Literatur ſchreiben. Von dieſer Sorte hat Preußen nur noch einen Schriftſteller von Bedeutung aufzuweiſen und dies iſt Wilibald Alexis. Es iſt die alte Walter Scott'ſche Schule, die nach Deutſchland verpflanzt, in ihm fortlebt. Wir wollen weiter unten noch einige Worte über ihn ſagen. Die zweite Gattung nicht begünſtigter Literatur iſt die gut gemeinte politiſche Literatur; denn auch die gut gemeinte will man jetzt nicht haben; man will gar keine politiſche Modeliteratur haben.

Am liebſten ſähe man es, wenn die ſchöngeiſtigen ſchriftſtellernden Federn den Staat ganz in Ruhe ließen und Geßner'ſche Idyllen ſchrieben. Da aber dies doch, trotz aller Anſtrengungen vom Theater und vom Büchermarkt jedes Atom Politik zu verſcheuchen, heutzutage nicht möglich iſt, ſo hat die Reaction und der Mode-Salon ein Interdict auf jedes politiſirende poetiſche Product gelegt. Es gibt aber immer Schriftſteller, die ſich um dieſes Interdict nicht kümmern, dieſe ſind dann nicht begünſtigt, und mögen ſchreiben ſo gut und ſo viel ſie wollen, man nimmt die Miene an, als hätte man nie ihren Namen nennen gehört. Ein Volk mit politiſcher Meinungsberechtigung würde dieſe Berechtigung auch auf ſeine Literatur ausdehnen, und da könnte der Fall unmöglich vorkommen, daß die kleine Minderheit der reactionären guten Geſellſchaft Namen und Renommées, wie die eines Schriftſtellers, ſo niederzuhalten wagen dürfte, als es namentlich mit dem verdienſtvollen Wilibald Alexis geſchieht, der ſeinem preußiſchen Vaterlande zunächſt eine nicht kleine Anzahl

wahrhaft gediegener und trefflicher Werke gegeben hat. Es ist nur eins zu tadeln bei diesem Autor, daß er von einer nie endenden Ruhelosigkeit ist, die ein poetisches Werk bei ihm nicht zu einem befriedigenden Abschluß kommen läßt. Er sieht nie das Ganze und Große der Schönheit und Wahrheit, sondern nur ein Stück derselben. An Sittenschilderungen ist er unendlich reich, und die altmärkischen Novellen, die er von Zeit zu Zeit publicirt, sind Gemälde von einer so naturgetreuen und ungekünstelten Färbung, von einem so markigen und oft sogar kühnen Umriß, daß sie die volle Zustimmung der Kenner verdienen und auch erhalten haben. Bei Schilderung moderner Zustände fehlt ihm die Grazie und Leichtigkeit, auch hat er nicht Gelegenheit gehabt, den Parketboden selbst zu betreten, den er zum Schauplatz der Bewegungen seiner Figuren macht. Dies ist aber nöthig, besonders wenn man Berlin schildern will, wo es fast nur aus dem Hofe und dessen Umgebung bestand, das heißt in der letzten Hälfte des alten und am Beginn dieses Jahrhunderts. In der Regel glaubt ein

deutſcher Schriftſteller — die engliſchen und franzöſiſchen ſind hierin ſchon gewitzigter — es ſei ſo leicht, von der Studirſtube oder dem Rauchzimmer des Caſinos ihres Provinzialſtädtchens aus, den Hof und die ſogenannte erſte Geſellſchaft zu ſchildern. Dies iſt nicht der Fall. Obgleich der Hof und die Ariſtokratie unendlich viel von ihrem Glanze und ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben, ſo bleiben ſie doch immer noch Gegenſtände der Beobachtung, die genau ſtudirt ſein wollen, nicht mehr und nicht minder als ein Sittenmaler die Einwohnerſchaft eines Dorfes, die ländlichen Geräthſchaften, die Wände, die ganze Umgebung einer Hütte ſtudiren muß, wenn er dieſe Perſonen und Gegenſtände uns vorzuführen beabſichtigt. Es haben ſich immer die intereſſanteſten Widerſprüche geltend gemacht, gerade beim Leben des Hofes und der höhern Stände. Früher, als ſie — was ſie jetzt wieder ſein wollen — die Alleinherrſchenden waren, und eine Geſchichte Europas nur eine Hofgeſchichte war, konnte kein deutſcher Roman exiſtiren, der dieſes Terrain ſchilderte,

ohne es zu kennen. Hat ein Autor den Hof geſehen, und dieſe ſogenannte erſte Geſellſchaft beobachtet, ſo wird man — er mag nun den modernen Hof eines Fürſten unſerer Tage oder den Hof Ludwig's XIV. ſchildern — gleich auf der erſten Seite ſeiner Schilderungen den Stempel der Wahrheit finden, den die eigene Anſchauung ſeinen Blättern aufdrückt. Und welch ein Feld für die Feder des Romantikers ſind gerade die kleinen deutſchen Höfe und die Ariſtokratie, die weltliche wie die geiſtliche, gegen Mitte und Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Wie barock phantaſtiſch treten daſelbſt die Formen hervor und es iſt nicht zu leugnen, daß nach hundert Jahren eine Schilderung jener Zeiten wie ein wunderliches chineſiſches Bild ſich wird anſchauen laſſen, ohne Perſpective gemalt, aus tauſend bunten Tüpfelchen zuſammengeſetzt, und mit unmöglichen Verrenkungen und Verſchränkungen. Um aber dergleichen zu ſchildern, muß man die Höfe unſerer Tage ſehen, denn ſie ſind die Erben jener alten Höfe, und Hof bleibt Hof, er mag ſich noch ſo ſehr

gemodelt haben nach gebieterischen, nicht zu umgehenden zeitgemäßen Foderungen.

Es ist schon anderwärts darauf hingewiesen worden, wie sehr es nöthig ist, daß dem jungen unadeligen Autor die Kreise der höhern Gesellschaft, und womöglich auch die des Hofes geöffnet werden mögen; wie dieses, wenn es geschähe, unendlich nicht allein für die politische Bildung beider Theile, sondern auch für die einheimische Literatur dienlich wäre. Mit dieser letztern haben wir es nur hier zu thun. Der Hof und die erste Gesellschaft haben factisch aufgehört ein von einer chinesischen Mauer umschlossenes Terrain zu sein; also warum dort die Barriere aufhalten, wo sie am wenigsten Nutzen den Verschanzten bringt, von wo im Gegentheil ein nicht zu verachtender Bundesgenosse Eintritt erhalten kann. Wenn die erste Gesellschaft es durchzusetzen versteht, daß sie die Talente für sich gewinnt, so ist viel gewonnen, aber auch schon nicht Geringes ist erreicht, wenn sie dahin gelangt, sie sich nicht geradezu zu Feinden zu machen. Die Reaction arbeitet jetzt darauf hin,

alle wahren und echten Talente weit von sich zu verscheuchen, ja sie zu ihren entschiedenen Feinden zu machen. Wo das Kleine und Schwache allein nur annehmenswerth erscheint, bleibt das Große und Starke natürlich zurück. Was wird die Folge sein? daß sich eine zweite „Erste Gesellschaft" begründet, die die alte „Erste" verdunkelt und der Vergessenheit anheimgibt. Es ist wahr, wenn der Hof und die erste Gesellschaft sich bemüht um ein Talent, das in den nächstfolgenden Gesellschaftsschichten groß geworden, so trifft es — in Deutschland — auf einen ebenso empfindlichen bürgerlichen Dünkel, als es der adelige nur sein kann; dies muß man zur Entschuldigung der ersten Gesellschaft und des Hofadels sagen, wenn er in höchst seltenen Fällen wirklich darauf ausgeht „sich populär zu machen" und „Talente zu fischen". Ich will nicht an den Hof und zu diesem Adel! sagt das bürgerliche Talent. Wir wollen nur unter der Miene der Protection einen Künstler, einen Schriftsteller, einen Gelehrten an unserm Theetisch, an unserer Mittagstafel sehen! sagt der

Adel. So kommt keine Annäherung zu Stande. Während, wenn der Künſtler bedenken wollte, daß vielen ſeiner Schilderungen und Geſchöpfen die Wahrheit fehlt, wenn er gerade dieſen Theil ſeiner Gemälde unſtudirt läßt, während, wenn er bedenken wollte, daß Leichtigkeit in den geſellſchaftlichen Formen, theilweiſe Grazie und Feinheit doch immer noch in jenen Kreiſen zu finden und zu erlernen ſind, er ſich willig zu einem Zugeſtändniß des Bedürfniſſes und Entgegenkommen verſtehen könnte und würde, andererſeits die erſte Geſellſchaft unleugbar durch ein Zugeſtändniß des Bedürfniſſes und ein Entgegenkommen ihrerſeits großen Gewinn an Bildungsſtoffen davontragen würde.

Dieſe Zumuthungen gehören freilich bei dem jetzigen Zuſtand der Dinge zu den frommen Wünſchen; denn gerade heutzutage iſt man bemüht, auf beiden Seiten jede alte Schranke neu aufzurichten, und tauſend Hände arbeiten daran, die ſchadhaft gewordene chineſiſche Mauer um den Hof und die excluſiven Stände neu aufzurichten, womöglich um das Doppelte zu erhöhen.

Es ſei uns vergönnt noch ein paar ſchrift-ſtellernde Federn zu nennen, die bei der Ungunſt der jetzigen Verhältniſſe doch nicht ihre Thätigkeit eingeſtellt haben. Man muß dies anerkennen. Denn wer heutzutage ſchreibt und nicht erkauft iſt, muß nothwendig eine Miſſion fühlen, und eine ſolche, mag ſie noch ſo gering ſein, iſt immer ein anerkennenswerthes Motiv der Schriftſtellerei. Ein ungemein friſches Talent iſt das der Fanny Lewald, und wenn ſie gleich jetzt zu den nicht beachteten ſchreibenden Producenten gehört, ſo muß ſie dies nicht anfechten; auch ſie ſchreibt aus einer innern Nothwendigkeit heraus, und deshalb iſt keins ihrer Worte verloren. Wer die Wahrheit ſucht, ſie mit der ganzen Inbrunſt der Seele ſucht, kann tauſend Gebrechen an ſich haben, das eine Gebrechen hat er ſicherlich nicht, daß er den Modethoren gefällt, denn dieſe ſind ewig abgeſagte Feinde jedes Strebens nach Wahrheit und Selbſtändigkeit. Dieſes Streben nach Wahrheit, dieſes Bedürfniß, Alles abzuweiſen, was auf Knechtſchaft der Seele, auf Lüge deutet, ſei es Selbſt-

belügung, sei es Lüge im Dienste der Welt, ist das charakteristische und wahrlich nicht unehrenwerthe Merkmal der Feder dieser Schriftstellerin. Im Felde des Romans ist sie nicht glücklich. Ihr skeptischer und die Dinge scharf ansehender Geist läßt das brütend warme Phantasie-Dilemma nicht aufkommen, in dessen feuchter Hitze die Keime jener Leidenschaften sich entwickeln, die von dem Verstande nie begriffen, von dem Urtheil nie zergliedert werden können. Je weiter sich die Logik des Urtheils von der Leidenschaft abwendet, desto intensiver und glühender wird sie, bis zuletzt Alles an ihr sich in Mystik und Wunder auflöst. Mit dem Verstande allein schreibt man nie einen guten Roman; er muß Stellen enthalten, denen man anmerkt, daß die Feder der sterblichen Hand entgleitet und, von einem Dämon erfaßt, weiter fliegt. Die Romane der Lewald sind daher Abhandlungen, die irgend ein Thema, ein sociales und politisches, durchführen, und in welchem die Personen am Wagen nebenbeilaufen, der das Gepäck des Autors trägt.

Da wir oben von dem Streben nach Wahrheit geſprochen haben, ſo führt uns dies auf eine intereſſante Parallele, die wir zwiſchen zwei Frauen ziehen können, die beide mit einer ungewöhnlichen Begabung ihre Laufbahn angetreten haben. Es iſt anziehend und für den Beobachter der menſchlichen Natur belehrend, zu ſehen, wohin die Wege geführt haben, die dieſe beiden Suchenden nach Wahrheit eingeſchlagen. Fürs Erſte bemerken wir, daß dieſe Wege nach völlig entgegengeſetzter Richtung auseinandergegangen ſind. Die Eine hat dieſes Streben nach Wahrheit dem Skepticismus und einem Abweiſen aller und jeder religiöſen Doctrin in die Arme geführt, die Andere iſt in ein Kloſter gegangen. Beide glauben das Rechte gefunden zu haben, die Eine in der völligen Freiheit von jeder Feſſel des Dogma, es mag heißen wie es will, die Andere indem ſie ſich ohne Rückhalt dem ſtrengſten Dogma unterwirft. Beide haben in der Welt gelebt, eine geraume Zeit; beide haben, bevor ſie zu dieſer Umwandlung gelangten, Luſt und Ehre der Weltkinder geſucht

und die kirchlichen Satzungen mit der großen Menge willig aufgenommen. Plötzlich wird beiden das bisherige Leben verhaßt; beide fühlen sich gedrängt, der Welt offene Geständnisse abzulegen, wie es mit ihrem Geiste, der eine Feuertaufe erhalten, beschaffen sei, beide zeigen sich entschlossen, für ihr ganzes Leben mit den herrschenden Meinungen, in denen sie auferzogen, zu brechen. Es liegt darin eine Kühnheit, die sich bei Frauen selten finden mag, die aber sicherlich auch ein Product unserer heutigen Gesellschaftszustände ist, die etwas Desolates in ihrem Keim haben müssen, das zu solchen verzweifelnden Schritten treibt. Namentlich werden die Frauen gedrängt zu einer Art Oeffentlichkeit, die, wenn wir frühere Zustände betrachten, in der That höchst auffällig ist. So sehen wir denn auch diese beiden Frauen vor uns stehen, die eine eine Heidin, die andere eine Nonne. Es bleibt nun abzuwarten, welcher von beiden es gelungen ist, einen Sieg über ihr eigenes Ich davonzutragen, ein Sieg, der, wie Kenner der menschlichen Natur behaupten wollen, bei

Frauen doppelt und dreifach ſo ſchwer ſein ſoll wie bei uns Männern. Dieſes eigene imperialiſtiſche Ich, dieſe abſolute Selbſtvergötterung war bekanntlich bei der Gräfin Hahn von einem ſo penetranten Parfüm, daß es alle ihre — in Babylon geſchriebenen Werke — faſt ungenießbar machte. Jetzt verſichert ſie, dies Ich beſiegt zu haben; wenn dies wirklich der Fall iſt — und wer wagt es, hier Richter zu ſein! — ſo verdient dieſe Frau, die ſo unendlich von der Selbſtſucht gelitten hat, und die nun ihren Feind zu Boden geworfen — unſere ganze Bewunderung und unſere ganze — verſteht ſich — chriſtliche Liebe. Das wäre denn allerdings ein Pröbchen von den zerſtörenden und reinigenden Flammen, die in dem Buſen eines heiligen Auguſtins gewüthet haben.

Da wir keine Literaturgeſchichte ſchreiben, auch nicht einmal eine Specialgeſchichte der berliner Literaten, ſo brechen wir hier ab, und wenden den Blick auf einige Zeitblätter, und zwar nur auf ſolche, die der allgemeinſten Beſprechung vorliegen.

Ein Zeitblatt, wie es Preußen noch nie gehabt hat, ein Blatt, in welchem sich eine so compacte politische Meinung mit einer so scharfen Originalität der Auffassung und mit einer solchen felsenfesten Consequenz des Standpunktes ausgesprochen hat, ist die Neue Preußische Zeitung, gemeinhin von Feinden wie von Freunden die Kreuzzeitung genannt. Dieses Blatt ist ohne Frage die bedeutendste Frucht der Revolution. Die Kühnheit, mit der es auftrat, war bewunderungswürdig, die Raschheit, mit der es an Ort und Stelle ist, wo es einen Kampf gibt, ist nicht minder staunenswerth und alsdann ist ihre Zähigkeit und Ausdauer eine für ein Organ dieser Bedeutung unschätzbare Eigenschaft. Sie erschien auf dem Kampfplatz gleich nach Ablauf der ersten Wochen nach den denkwürdigen Ereignissen, und sie erschien sogleich mit einem offenen Visir, zu einer Zeit, wo, wenn sich Kräfte zeigten ähnlicher Tendenz, diese für gut fanden, maskirt und mit gehörigem Hinterhalt zur Deckung des Rückens zu erscheinen. Die neuerrungene Preßfreiheit nahm sie sogleich in Anspruch, um aller Welt,

und wenn es nöthig war, ihrer Partei selbst, die Wahrheit zu sagen. Wir sprechen hier, wohl zu beachten, von der äußern moralischen Ausrüstung des Blattes; von der Doctrin, die es vertritt, sprechen wir nicht. Diese ist eine Sache für sich. Man kann der Zeitung unsäglich feind sein, man kann nur mit Erbitterung ihre Angriffe lesen, und muß dennoch die Wahrheit obiger Sätze zugestehen. Diese Zeitung hat es zu Dem gebracht, was noch keine Zeitung in Deutschland erreicht hat, sie ist zu einer Individualität geworden. Sie mag nun im Kampf der spätern Zeit siegen oder untergehen, es wird immer ein Andenken an sie bleiben wie an einen großen Mann.

Ihr am meisten ähnlich an Kühnheit und Energie, wie an Zähigkeit und Ausdauer, ist ihre erbitterte Feindin auf dem Schlachtfelde der Parteien, die Urwählerzeitung. Ebenso wie bei der Kreuzzeitung werden auch bei diesem entschieden demokratischen Blatte die leitenden Artikel kurz, allgemein faßlich mit der Kernsprache entschiedener Meinung geschrieben; das größere

und umfassendere Talent der politischen Diatribe möchte jedoch auf das erstere Blatt fallen. Auch ist die Rüstkammer und das Zeughaus der Kreuzzeitung besser versehen und mit mannichfaltigern Waffen angefüllt. Zu diesen Waffen gehören auch die oft gescholtenen Klätschereien und Espionagen des Zuschauers, die allerdings in der Zeit der Noth von großer, unberechenbarer Wirkung waren, immer aber dem moralischen Ansehen des Blattes geschadet haben. Man wollte und mußte siegen und da fuhr man denn in die Massen hinein mit einem Sichelwagen, nicht mit dem Schwerte allein, das den Leuten auf die Köpfe schlug, sondern auch mit der krummen Sichel, die ihnen unversehens die Beine unten wegsäbelte.

Von diesen zwei Zeitungen abgesehen, ist das Andere, was übrig bleibt, kaum der Besprechung werth. Es sind halbfarbige, sogenannte vermittelnde Blätter, die, wenn gerade ihre oft wechselnde Redaction ein Talent birgt, gutgeschriebene politische Exercitien liefern, die aber, alle zusammen in einen Topf geworfen, als

Niederschlag keine feste politische Meinung, höchstens eine confuse Vermittelungspolitik geben, mit der Niemand etwas anzufangen weiß. Es ist vorauszusehen, daß wenn die Zustände sich noch weiter so entwickeln, wie sie jetzt im guten Gange sind, diese und die obigen zwei Hauptzeitungen gänzlich eingehen werden, und Berlin wieder seine zwei alten, zwei legitimen Zeitungsstempel auf dem fahlen Druckpapier der Vossischen und Spener'schen nur allein noch zu sehen bekommen wird. Und in der That, wozu Zeitungen, wenn alle Dinge auf diese oder jene Weise festgesetzt und geregelt sind und man die Staatsbude für jeden Zutritt schließt? Daß es dahin kommen wird, und zwar bald, ist kein Zweifel. Schon jetzt haben jene oben genannten zwei Hauptblätter in ihren diametral auseinandergehenden Richtungen nichts Anderes zu sagen als Wiederholungen bald mit dieser, bald mit jener kleinen Abänderung, bald mit diesem, bald mit jenem Zusatze. Ein Zeitungsblatt will aber wie jedes andere Blatt „im Winde wehen"; wenn es aber keinen Wind gibt? Ein unsicht-

bares aber allmächtiges Blatt wird geschrieben mit einer sehr spitzigen Stahlfeder; dieses Blatt ist der Feind aller Blätter, sie mögen Namen haben, welche sie wollen.

Die Constitutionelle Zeitung, die eingegangen ist, besaß in der Person des Herrn Kossak einen geistvollen und witzigen Feuilletonisten, der die Vorkommnisse des Tages, mitunter auch literarische Erscheinungen und Bühnennovitäten, mit jener scharfen negirenden Persifflage betrachtete, die der berliner Kritik eigen ist, und die gleich damit anfängt, ehe das Ei noch gelegt ist, vorauszusagen, daß dessen Schale nicht rein, sein Inhalt nicht untadelhaft ist. Diese so bissige und ewig spöttelnde berliner Kritik würde, wenn sie in Wahrheit so bös gemeint wäre, der Production unendlich schaden; allein Jedermann weiß, daß dieser negirenden Kritik eine ebenso ausschweifende und inhaltleere Begeisterung zur Seite geht, und so wüthen beide Kräfte unausgesetzt gegeneinander, sind aber, nahe betrachtet, eigentlich Ein und Dasselbe, nämlich die Gabe, die Berlin besitzt, sich für Alles, was ihm nahe kommt,

auf einige Zeit hin unbeſchreiblich zu intereſſiren. Wir kennen andere Städte, in denen bedeutende Erſcheinungen ohne Tadel, aber auch ohne Enthuſiasmus aufgenommen werden; wir ziehen unbedingt Berlin vor. Schon das althergebrachte echte berliner Sprüchwort „Bange machen gilt nicht" beweiſt, daß man zwar eine ſcharfe, ſalzige und bittere Kritik höchlich liebt, ihr aber keine große Macht einräumt, weil man ſchon weiß, daß ſie „über die Schnur haut". Warme, volle, in ruhigem Schaffen unbeirrt ſein wollende Naturen können daher dieſes ewige Witzeln der Berliner nicht leiden und fühlen ſich anfangs todtunglücklich. Daher der Ruf, Berlin vernichte jede Production; ſpürt man näher nach, ſo iſt es nicht ſo ſchlimm, und nicht zu leugnen iſt, daß dieſes witzige Wetterleuchten die Atmoſphäre rein erhält von manchen Dünſten und Düften, die ſich anderswo breit auf Schaffen und Denken legen. Es geht aber allerdings oft viel zu weit.

Da wir eben dieſe Seite der berliner Intelligenz ins Auge faſſen, ſo dürfen wir ein

Blatt nicht unerwähnt lassen, das sich recht eigentlich als Wappendevise dieses Witzeln und „Heruntermachen" gewählt hat; es ist dies der „Kladderadatsch". Er entstand in dem heißen Sommer 1848 und seine Windeln waren gefärbt mit dem Blute des Straßenkampfes. Von diesem seinem Ursprung hat er jetzt sehr wenig mehr an sich. Die später nothwendig erachteten Einschränkungen der Presse haben ihn nach und nach zu einem friedfertigen und unschuldigen Spaßmacher gemacht, der, wenn er sich ja noch auf das Feld der Politik wagt, fremde Zustände bewitzelt. Bei seinem Beginn und auch noch zwei Jahre lang war dieses Blatt eine wirkliche Macht; es wurde aber auch mit einer Energie geschrieben, und mit einem Aufwand von Witz und Kühnheit ausgestattet, der in Deutschland beispiellos war, und nur in England im „Punch" etwas Ebenbürtiges findet. Dazu kam, daß ein talentvoller Zeichner sich der politischen Caricatur mit ebenso großem Glücke bemächtigte, als es die Feder im Texte that. Einzelne Blätter, die man aufbewahrt,

und sich jetzt noch zeigt, sind wahre Meisterstücke fesselloser, unerschrockener und bis aufs Blut ätzender Satire. Der berliner Witz hatte sich hier zu einem Adel und einer Bedeutung aufgeschwungen, die ihn zu einer Macht stempelten. Es war natürlich, daß man diese Stimme zum Schweigen brachte; mit ihr vereint nach dem neuen System regieren, war unmöglich. Was das Blatt jetzt liefert, ist immer noch witzig genug, um auf dem Dessertisch der Machthaber einen vorübergehenden angenehmen Kitzel zu erregen; seine eigentliche Mission hat aufgehört.

Nebenbei muß man anerkennen, welch einen außerordentlichen Aufschwung sie gemacht, ja welch eine völlig neue Schöpfung die politische Caricatur seit dem Jahre 1848 geworden — sowol was Zeichnung betrifft, als auch technische Ausführung. Wie rasch sind Material und Darstellung zugleich gefördert worden! Wenn man hiergegen die schwachen, stümperhaft ausgeführten Illustrationen vor dem genannten Jahre betrachtet, welch ein Unterschied! Freilich,

die unnachahmliche Frische und die geniale Conception des „Punch" ist nicht erreicht, allein den besten französischen Blättern dieses Genre kann sich der Klabderadatsch mit gutem Fug, was seine Illustrationen betrifft, an die Seite stellen. Es gilt dies Alles von dem Blatte, als es in seiner Kraft und Fülle war; doch auch so, wie es gegenwärtig ist, wüßten wir kein Blatt in Deutschland, das abgesehen von seiner politischen Bedeutsamkeit auch artistisch so frisch und trefflich ausgestattet wäre.

Ein kleines Wort über den Unfug der Illustrationen sei hier einzuschieben gestattet. Es ist wahrhaft ekelerregend, wie man's jetzt mit den Bildern treibt. Alles und Jedes wird gezeichnet, wüst, klerig, schäbig — den Zeigefinger und den Daumen mit der fetten Druckschwärze färbend, wenn man diese Blätter anrührt. Von Kunstwerth, auch dem allergeringsten, ist längst nicht mehr die Rede; es sind eben nur Klexe. Was soll das? Wem zum Nutzen wird dergleichen heilloser Spektakel verübt? Man sehe die Illustrationen allein in den Kalendern! Eine

Unzahl kaum erkennbarer kleiner Bildchen, die bald dieſes Landſchäftchen, bald jene Stadtanſicht vorſtellen ſollen, bald ein elend componirtes Genrebildchen, bald eine völlig verunglückte Copie irgend eines Gemäldes. Alles in ungeheurer Menge, Alles entſetzlich billig. Aber wer hat Freude daran? Wenn man das Volk — wie es jetzt der banale Modeausdruck vorſchreibt — dabei im Auge hat, ſo fragt ſich, zu welchem Zwecke dieſem gerade in der undeutlichſten Manier die unpaſſendſten und überflüſſigſten Dinge beigebracht werden ſollen. Gebildet wird der Landmann nicht durch ein ſo wüſtes Durcheinander von Allerlei, künſtleriſch angeleitet noch weniger. Sehen wir jedoch von dieſen Kalendern ab, in welchen freilich der Unfug am weiteſten getrieben wird, ſo erblicken wir eine große Anzahl Flugblätter und Zeitſchriften, die ebenfalls ihre Leſer mit der ſchlechteſten Waare von Illuſtrationen überſchütten. Man ſage immerhin, dergleichen iſt nur für den Augenblick, allein die Woche, der Monat, das Jahr beſteht aus Augenblicken,

und jede Minute etwas Verfehltes, Schwaches, Albernes oder Dummes ſehen zu müſſen, Das kann einen geſunden Menſchen krank machen. Wir ſind ſehr für Illuſtrationen, aber für wenige und gute. Nicht jedem Stümper darf es erlaubt ſein, ſich des Steines oder der Holztafel zu bedienen, um darauf, im Intereſſe eines ſpeculirenden Verlegers, ein Zeugniß ſeines Geiſtes- und Geſchmacks-Bankrotts einzuſchaben und einzuſchneiden. Wie roh, wie ekelhaft cyniſch und wie ſchlecht gezeichnet iſt Alles, was gewiſſe Blätter liefern — wir wollen hier nur die Düſſeldorfer Monatshefte (mit Ausnahme der zwei jeden Monat beigegebenen Steinzeichnungen) und die Münchener „Fliegenden Blätter" nennen. Wenn das Weſen der Caricatur in nichts Anderm beſtände, als daß man im Stile der „Plankenmänner", wie ſie von der genialen Hand der Schulbuben an jedem freiſtehenden Zaune geliefert werden, den Figuren ungeheure Mäuler, entſetzlich große oder faſt unſichtbar kleine Naſen macht, und ſo weiter in allen andern Außendingen, dann

allerdings haben jene Blätter das Höchſte in ihren Aufgaben geleiſtet. Aber dieſe troſtloſen Caricatur-Schöpfer, die ſelbſt mehr als ihre Schöpfungen der Caricatur angehören, ſollen nur einen Blick auf jedes noch ſo winzige Bildchen des Punch richten, um zu ſehen, wie das Zerrbild, wenn es künſtleriſchen Werth haben ſoll, behandelt ſein will. Nicht jede dumme und grobe Fratze iſt eine Caricatur. Man ſehe die franzöſiſchen Caricaturen an, beſonders da, wo ſie Darſtellungen aus dem geſellſchaftlichen Leben geben, namentlich die Illuſtrationen von Bertal, der genialen kleinen Kunſtwerke von Grandville nicht zu gedenken. Allein der Deutſche iſt in der Regel plump, wenn er ſcherzen will, er iſt ſofort mit einem großen Feldſteine bei der Hand, wenn es gilt eine Fliege wegzuſcheuchen. Die Ueberſchwemmung mit Illuſtrationen der roheſten und leichtfertigſten Art hat auch noch den Nachtheil, daß der Kupferſtich zurückgedrängt wird, daß die beſſere und feinere Production auf Stein und Holz nicht zur Geltung kommt. Wo Unternehmungen der Art auftauchen, ſtößt ſich

das einmal verwöhnte Publicum an den höhern Preis, und bedenkt nicht, daß eine gute Waare auch den ihr entſprechenden Preis in Anſpruch zu nehmen hat. — Doch es iſt begreiflicherweiſe hier nicht der Ort, noch mehr und Weiteres über dieſe Zeitunart zu ſagen; es iſt genug, auf ſie hingewieſen zu haben.

Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater.

Es hieße den Zweck dieſer Blätter verkennen, wollte man erwarten, daß ein ausführlicher Nachweis gegeben werde über Das, was Berlin an Sammlungen, die Kunſt betreffend, beſitzt; ebenſo wenig darf eine Aufzählung aller Ateliers erwartet werden; es wird von Allem nur Das gegeben, was ſich der Kenntnißnahme aufdrängt, ſei es nun durch den wahren Werth der Production, ſei es weil es Modeſache geworden. Gelehrte Blätter gibt es, die gelehrt über dieſe Dinge Auskunft geben, um, wie der Deutſche es ſo ſehr liebt, „gründlich" ſich zu inſtruiren; in dieſen ſchlage man nach.

Berlin hat etwas unbeſchreiblich Heiteres in ſeinen Straßen, Plätzen und öffentlichen Monumenten. Es iſt — wie man ſagen möchte — eine comfortable Stadt. Ueberall iſt Platz —

nicht ſo übermäßig wie in Petersburg — ſondern gehörig Platz für Haus und Mann. In Wien gibt es Straßen, die verlängerte Brunnen ſind, dunkel, tief, ewig feucht, in Berlin ſucht man ſolche vergebens. Die engſten Straßen gibt es in dem älteſten Theile der Stadt, im ſogenannten Cöln. Auch macht das Einmiſchen der Gärten einen gar anmuthigen Eindruck. Ein grüner Baum inmitten von Häuſerreihen iſt wie eine Blumenvaſe auf einer wohlbeſetzten Tafel. Welch ein hübſches Stückchen Garten bilden die vielgeprieſenen „Linden"; es iſt lächerlich, daß es Mode geworden, nicht unter den Bäumen, ſondern nebenbei auf dem Trottoir zu gehen. Freilich gab es eine Zeit, wo ſelbſt die „Linden" politiſirten; wo ſolch ein Baum von oben bis unten mit Placaten bedeckt war, und die ſchlimmſten demokratiſchen An- und Zureden las ſich das Publicum von dieſen unſchuldigen Colporteuren ab. Oben im Gipfel rauſchte es und ſangen Vögel, unten ſtritten ſich in grimmer Aufregung die geſchriebenen und geſprochenen Stimmen. Jetzt hat dies aufgehört, und die

alten gelben und rothen Affichen haben wieder ihren Platz eingenommen, die da Nachricht geben von unſchuldigen Concerten, Pferderennen, Kunſtſtückchen, Vorſtadttheatern und ſonſtigem Trödel einer großen Stadt. Die Bäume ſind wieder anſtändig und loyal geworden; aber es nützt ihnen nicht; ſie haben ſich einmal compromittirt, jetzt geht man ihnen aus dem Wege.

Das prächtige Brandenburger Thor hat ſehr viel von ſeiner Schönheit eingebüßt, indem man erlaubt hat, daß ſehr hohe Nebengebäude ſich haben daranſchließen dürfen; dadurch erſcheint das Thor gedrückt, der ganze Platz aus ſeinem Verhältniß gekommen. Das Gebäude, das hinzugekommen, hätte ein ganzes Stockwerk niedriger ſein müſſen, um dem Thor nicht zu ſchaden. Die Victoria, der Ruhm Preußens, darf auch in dieſer Beziehung nicht verkleinert werden. Von dem Thore bis zum königlichen Schloſſe macht die Muſe Rauch's die Fremdenführerin. Dieſer Künſtler hat nicht weniger als vier große Standbilder in dieſer kurzen Wegſtrecke aufgeſtellt, unter denen eine Reiterſtatue

ſich befindet, und zwar die an Material und Arbeitskräften koſtbarſte, die in neueſter Zeit ausgeführt worden. Man hat ſo viel Rühmens von dieſem Rauch'ſchen Friedrich dem Zweiten gemacht, man hat ſo oft und ſo laut verkündet, daß nun endlich einmal ein wahres, echtes Nationaldenkmal dem Ruhme des großen Königs errichtet ſei, daß vor dieſem tauſendſtimmigen Ruf die tauſendundeine Stimme, die ſich erlaubte, eine, wenn auch nur ſchwache Oppoſition zu bilden, ſicherlich von Niemand gehört worden iſt, und dennoch wird dieſe Eine Stimme ſich ohne Zweifel durchzudrängen wiſſen, wenn dereinſt der „Berliner Lärm", ein Lärm, der lärmender iſt als jeder andere Lärm der Erde, wird verklungen ſein. Er verklingt ſehr bald. So ſchmetternd er iſt, ſo wenig lange dauert er. Rauch hat ſich über Anerkennung nicht zu beklagen, und dennoch befriedigen ſeine Arbeiten die höhern künſtleriſchen Anſprüche nur wenig. Es mag ſein, daß er immerdar nur zu ſehr für rein äußerliche Zwecke gearbeitet hat, dieſes ſchadet der poetiſchen Innerlichkeit eines Künſtlers un-

gemein. Es ist so, als wäre ein Dichter gezwungen, immer nur Gelegenheitsgedichte zu machen. Fast die ganze Anzahl der Rauch'schen Productionen sind Gelegenheitsgedichte in Marmor oder Erz. Gut, wenn es noch Gedichte sind; einige sind nichts als gut gelöste Aufgaben. Diese Statuen-Macherei ist jedoch nicht ein Kennzeichen dieses oder jenes einzelnen Künstlers, sie ist das vorstechende Merkmal unserer Zeit. Wenn wir nach München blicken, so finden wir sie auch dort. Der einzige Thorwaldsen machte eine Ausnahme, er schuf Gebilde, aus innen heraus, nicht von außen nach außen. Jeder Bildhauer muß etwas vom Pygmalion an sich haben, er muß sich in seine Geschöpfe verlieben können; unsere Bildhauer verlieben sich nur in das Geld, das ihnen diese oder jene Bestellung einbringt. Daher sollte man füglich die Plastik auf einige Zeit ruhen lassen, so wie man dies mit der Bühne thun sollte, weil Das, was jetzt geschaffen wird, ins Leben tritt, ohne daß Der, der es schafft, und Der, der es empfängt, irgend ein wahres wirkliches Interesse daran

hat. Die ſchönen Künſte, als organiſche Erſcheinungen, wollen ebenfalls günſtigen Boden, günſtiges Wetter haben; beſonders die Plaſtik iſt eine nur nach langen Zeitperioden blühende Aloe; factiſch iſt ſie nur einmal, das iſt in Griechenland, zur Blüte gekommen, es iſt möglich, daß ihr in den nächſten tauſend Jahren wieder eine Blüte bevorſteht, unſere Zeit iſt aber ſicherlich nicht eine ſolche; darüber möchten wol alle unſere Winckelmanne einig ſein. Portraitköpfe — die kann unſere Zeit ſchaffen, und die ſchafft ſie auch und zwar in großer Vollendung, ſobald aber der dem Kopfe anhangende Leib dargeſtellt werden ſoll, ſo hängt ſich ſogleich der Ballaſt unſerer albernen Kleidertrachten an die Schwingen des Genius und zerrt ſie hinab. Und dennoch welch ein Glück — unſere Bekleidung! Denn wenn wir das Nackte wiedergeben wollten, das heißt unſer Nacktes, unſer durch enge Stiefeln, alberne Hüte, zuſammengeſchnürte Taillen erbärmlich gemartertes Nacktes, abgeſehen davon, daß wir ſchon von vornherein klägliche Leiber von der Mutter Natur erhalten haben, ſo wäre

das vollends der Todesstoß für die Plastik. Wir können also nur, wenn wir Nacktes geben, eine hundertfache, eine tausendmalige Copie der griechischen schönen Nacktheit geben. Es ist in der That gar wenig Spielraum für den Bildhauer. Aber das Genie, wenn es mit dem Bedürfniß zusammentrifft, öffnet immer mächtige Quellen, und so braucht man nicht bange zu sein: eines Morgens werden die Menschen erwachen und werden einen vortrefflichen Bildhauer haben, und werden staunenswerthe Werke des Meißels vor sich sehen, und es wird alle Welt mit Heißhunger wieder nach dem gemeißelten Wort verlangen. So ist's mit allen Künsten; es gehört „Hunger nach ihnen" dazu. So wie es jetzt ist, fällt es Niemandem ein, Hunger zu empfinden nach dieser oder jener beliebigen Figur, auf diesem oder jenem beliebigen Platze.

Indessen der Meißel ist einmal in der Welt, in den Marmorbrüchen wird fortwährend Marmor gebrochen — also die Waare geht nicht aus auf dem Markte. Sie ist aber nichts weiter wie

Waare. Darüber darf man den Rauch, den Schwanthaler unſerer Zeit keinen Vorwurf machen, ebenſo wenig wie wir es den Laube, den Gutzkow, den Moſenthal unſerer Tage es zum Vorwurf machen, daß ſie nicht unſterbliche Schöpfungen liefern. Wir haben nur kleine Talente, überall wo wir hinblicken, wir haben aber auch nur eine kleine Zeit. Die Dinge gehen in der Weltgeſchichte immer Hand in Hand.

Wieder auf die Rauch'ſchen Standbilder zu kommen, ſo iſt es unſere Pflicht beſonders über die Reiterſtatue Friedrich's etwas Genaueres zu ſagen. Hier müſſen wir nun bekennen, daß das Reiterbild ſelbſt, wenn es den ſeltſam verſchnörkelten und verzierten, mit überladenem Prunk ausgeſtatteten Sockel nicht hätte, eine wahrhaft imponirende und in lebendiger Schönheit, naturwahrer Charakteriſtik vollendete Geſtaltung abgeben würde. Aber das „Geſtell", wie der Berliner ſagt, verdirbt Alles. Welch eine unglückliche Idee, unter den Pferdehufen eine ganze kleine Welt von Berühmtheiten zu verſammeln

und sie hier durcheinander wimmeln zu lassen. Und unter dieser Masse kleiner Männerchen befinden sich auch kleine Pferdchen und alles Das ist nur darum so klein und niedlich, damit der Held oben recht groß erscheine. Man hat ihm eine Berühmtheit in Folio geben wollen und darum war es nöthig, dicht unter ihm eine Berühmtheit in Duodez aufzustapeln. Wenn Rauch dem Fürsten hat schmeicheln wollen, so ist das eine kleinliche, niedrige Schmeichelei; denn ohne Zweifel ist es der großartigen Denkungsart Friedrich's wenig angemessen seine ihm liebgewordenen Helden, mit denen er wie mit guten Kameraden und Freunden lebte, so tief unter sich im lächerlichen Durcheinander zu sehen; es wäre angemessener gewesen, sie ihm zur Seite zu stellen. Vollends kläglich ist's die armen Gelehrten in ihrem Winkel handthieren zu sehen, und man empfindet unwillkürlich ein lebhaftes Bedauern, den berühmten Philosophen von Königsberg seine schwierige Stellung unter einem Pferdeschwanz behaupten zu sehen. Alles das ist, behaupten wir, nicht im Geiste Friedrich's.

Er liebte seine Helden, er ehrte die großen Träger der Wissenschaft und des Lichts, mit ihnen zusammen, in ihrer Mitte ging die herrliche Heldenseele dem Ruhme und der Strahlenkrone der Nachwelt entgegen. Es ist überhaupt mit dem Schmeicheln eine eigene Sache; es ist eine althergebrachte Sitte, daß man den Fürsten die Wahrheit versagt und die Unwahrheit gibt, wenn diese Unwahrheit mit Goldflitter und Glasperlen auftreten kann. Hier tritt nun aber der seltene Fall ein, daß die Wahrheit gerade die schönste Schmeichelei ist; es ist also doppelt verwerflich Goldflittern und Glasperlen anzubringen. Hätte Rauch den König so hingestellt, wie er ihn einfach und wahr geschaffen, so wäre dem Wunsche des Patrioten wie des Künstlers ein Genüge gethan, er kam aber auf die unglückliche Idee zu schmeicheln und so entstand dieser Sockel, der nicht allein geschmacklos ist, sondern auch ornamental und architektonisch unpraktisch. Denn Niemand, außer den Abderiten, trostreichen Andenkens, wird eine Figur, wenn der Platz für sie ein gegebener ist, so aufstellen,

daß man von dem Reiter nichts als die Fußsohlen und vom Rosse nichts als den Bauch sehen kann. So steht aber jetzt die Figur. Man mag sich hinwenden wohin man will, man erhascht keine günstigere Seitenansicht; an einer Ansicht von vorn oder vom Rücken ist bekanntlich bei einer Reiterstatue nicht viel gelegen. Stände die Figur auf einem einfachen Sockel, so wäre ihr und uns geholfen und die ganze kleine Puppenbude wäre dazu über Bord geworfen! Eine ungeheurer Vortheil! —

Wir kommen noch einmal auf das Schmeicheln der Maler und der Bildhauer zurück; und wir erkennen bei diesem Beispiel von neuem, wie nöthig es ist, daß unsere Maler, unsere Bildhauer zu der so sehr verpönten und mit so großem Unrecht gelästerten und lächerlich gemachten Allegorie zurückkehren. Wir wollen dies gleich an den uns vor Augen stehenden Beispielen beweisen. Angenommen, ein Denkmal, das einem großen Manne, das einem Fürsten errichtet wird, soll immerdar Embleme enthalten, die die Macht, die Tugenden, die großen und seltenen Erfolge

preiſen, welche der Held errungen. Welche Mittel ſtehen dem heutigen Maler, dem heutigen Bildhauer hierzu zu Gebote? Nur die materiellen Facta in hiſtoriſcher Auffaſſung! Da kommen nun ſolche Geſchmackloſigkeiten zu Tage wie wir ſie eben geſehen. Stellen wir neben dieſes moderne Denkmal ein viel früheres, das des Großen Kurfürſten auf der Schloßbrücke, und ſehen wir hier, welche Mittel dem Künſtler bei ſeinem Beſtreben ſeinen Fürſten und Helden zu verherrlichen zuſtanden und auch von ihm gebraucht wurden, ſo müſſen wir unbedingt eingeſtehen, daß der poetiſche Gedanke, die Faßlichkeit der Idee und die Schönheit nebſt Einfachheit der künſtleriſchen Ausführung auf Seiten des alten Künſtlers ſteht. Er hat nicht die geſammte Berühmtheit der Zeitgenoſſen unter die Pferdehufe ſeines Helden gebracht, ſowie es unſer moderner Künſtler, ungeſchickt ſchmeichelnd, gethan hat, er hat nur vier gefeſſelte und beſiegte Sklaven an den Sockel ſeines Heldenbildes angeſchmiedet, und welch einen ſchönen Eindruck machen dieſe ebenſo kräftigen, als in ihrem

Schmerz, in ihrer Demüthigung anſprechenden Geſtalten. Wie ſchön heben ſie ihre Arme zum Helden empor, wie trefflich iſt der Contraſt gedacht, der ſieghaften Ruhe oben, der Zerknirſchung, der Leidenſchaft, der flehenden Bitte unten! Zudem iſt hier kein Philoſoph unter den Pferdeſchwanz gebracht, ſondern ein beſiegter roher Volksſtamm, und dies hat einen Sinn. Ein Fürſt und Held, der rohe, wilde Stämme der Geſittung und Cultur zuführt, dem kann nicht wahrheitgetreuer gehuldigt werden, indem man die trotzigen Rieſen der Barbarei zu ſeinen Füßen gefeſſelt darſtellt. Dieſe gelungene Schmeichelei — wenn wir ſie ſo nennen wollen — war dem Künſtler jedoch nur möglich, indem er die Allegorie zu Hülfe rief. Welch einen langen, gelehrten Umweg hätte unſer Künſtler nehmen müſſen, ehe es ihm gelang zu ſagen, was er hier gleichſam mit einem Worte geſagt hat. Mit der Malerei iſt es dieſelbe Sache und wir wollen dieſe Behauptung ſogleich benutzen um hier einen Uebergang zu bilden zu den großen

Frescobildern Kaulbach's, die im neuen Museum in dem Treppenhause angebracht sind.

Wir verlassen also Rauch und seinen Großen Friedrich um in das Museum zu treten, das seine Säulenhalle uns entgegenhält, nicht lange nachdem wir das oben beschriebene Denkmal und die Linden verlassen.

Kaulbach hat den Mangel einer allgemein verständlichen Allegorie gefühlt und er hat dafür einen neuen Künstlerjargon an die Stelle gesetzt, aber es ist eine schwerverständliche, gelehrte und mit weithergeholten Beziehungen vollgepfropfte Symbolik geworden. Die Allegorie, wie sie die großen Maler des siebzehnten Jahrhunderts uns überantwortet haben, hat er nicht gemacht; ohne sinnbildliche Vermittlung hat er aber nicht zu malen verstanden, wie denn kein Dichter und Maler je zu malen oder zu dichten verstehen wird, und er hat demnach sich seine eigene Sprache geschaffen. Aber diese Sprache ist unverständlich. Man kann ein Kaulbach'sches Bild schon jetzt nicht ohne Commentar in sich aufnehmen; wie wird es später sein? Werden sich die Nach-

kommen die Mühe geben die Grammatik Kaulbach's immer mit sich zu schleppen, werden sie seine Eitelkeit, eine besondere Sprache sprechen zu wollen, nicht lächerlich finden, und werden sie sich nicht an die Verständlichkeit der Allegorie eines Rubens halten und die gelehrte Dissertation unsers Meisters einmal für allemal bei Seite lassen? Das ist die unglückliche Sucht neue Bahnen ängstlich zu suchen, wenn diese neuen Bahnen nicht von dem Genius der Geschichte und der Kunstentwickelung von selbst und naturgemäß dem Künstler gewiesen werden. Es ist wahr, die Spielereien des achtzehnten Jahrhunderts haben die Allegorie abgenutzt, aber ist dies ein Grund sie ganz bei Seite zu werfen? Kann ein Mittel, geistige Ideen und allgemeine Betrachtungen durch sinnliche Eindrücke zu veranschaulichen, ein Mittel, das die größten Geister früherer Zeiten angewendet haben, kann dies plötzlich, weil es die Mode so will, allen Werth verloren haben? Dies ist unmöglich.

Wir wollen auf Kaulbach's Schöpfungen etwas näher eingehen, aber auch nur etwas;

denn wir haben uns immer vorzuhalten, daß es hier nicht der Ort ist über diese Dinge irgendwie erschöpfend zu sprechen. Kaulbach hat den Thurmbau zu Babel gemalt. Die alten Maler haben diesen Gegenstand naiv aufgefaßt, sie haben einen wirklichen Thurmbau dargestellt, der ins Stocken geräth, weil die Arbeitskräfte nicht zureichen und die Baumeister sich unter einander entzweien. So erzählt auch die Bibel. Unserm metaphysischen Künstler war diese naive Auffassung aber lange nicht genügend; er legte in diesen Stoff die ganze Masse seiner historisch-philosophisch-völkergeschichtlichen Studien und damit hat er das Bild, das, wenn es in obiger Weise einfach und selbstsprechend ausgeführt worden, Jedermann verständlich gewesen wäre, zu einer gelehrten, eines Commentars bedürftigen Abhandlung in Farben gemacht. Man sieht ein halbvollendetes, kolossales Bauwerk, auf dessen oberster Abdachung die Gestalt eines zürnenden Herrschers sitzt. Zu seinen Füßen winden sich Sklaven und liegen Götterbilder zertrümmert. Unten zu Füßen des Thurms unterscheidet man

im Gewirre der fliehenden Figuren drei Gruppen. Die eine ſtellt einen Prieſter vor auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen, der ſich und die Seinigen rettet. Es ſind heitere, ſchöne Geſtalten und man erfährt, daß damit das ſpätere Griechenthum gemeint iſt; eine andere Gruppe, gleichfalls aus der allgemeinen Zerſtörung ſich rettend, zeigt das ſpätere ſtarre, orthodoxe Judenthum und die dritte Gruppe bezeichnet die Völker der ſpätern weſtlichen Cultur. Der Gedanke, wie man ſieht, iſt tiefſinnig und es läßt ſich nichts dagegen ſagen, daß dieſer vielbeſprochene Thurmbau auf dieſe Weiſe ſymboliſch gedeutet werden kann; nur muß der Maler an den Umfang und die Anwendbarkeit der Mittel denken, die ihm gegeben ſind metaphyſiſche und philoſophiſche Dogmen auszuſprechen. Der Umfang dieſer Mittel iſt ſehr gering. Die Welt des Malers hat es mit Sichtbarem zu thun und nur ſoweit kann er ſich mit der Idee einlaſſen, als es ihm gelingt dieſe vollkommen verſtändlich — nicht dem Eingeweihten und Künſtler — nein der großen Menge unter irgend eine Form zu

bringen. Wir möchten Hundert gegen Eins wetten, daß ohne ausführlichen Ausweis Niemand auch nur von ferne auf den zum Grunde gelegten Gedanken des Bildes verfällt, Niemand erräth, was dieser zürnende König dort oben und was die fliehenden Gruppen hier unten bedeuten. Ein alter Künstler, wenn er sich überhaupt auf dieses Gebiet der Reflexion begeben, hätte zu der Allegorie gegriffen, zu den einmal hergebrachten, allgemein verständlichen Figuren; er hätte die drei Welttheile personificirt und diese jene drei Gruppen anführen lassen, er hätte es auf diese oder jene Weise angefangen aber sicherlich immer so, daß spätere Zeiten immer noch im Stande gewesen wären zu wissen, was er gewollt. Eine zweite Composition Kaulbach's, die zum gleichen Zweck, auch als Ausschmückung des Treppenhauses bestimmt ist, und die die Verherrlichung der griechischen Cultur darstellt, gleichsam das goldene Zeitalter Griechenlands, ist eine so frostige und gelehrte Composition, daß sie auch nicht ein Stäubchen von Dem an sich hat, was man sich mit etwas Phantasie von

der Gestaltenpracht unter dem sonnenfunkelnden Himmel dieses herrlichsten Landes der Erde denken kann. Eine Menge ernsthafter Personen steht da und läßt sich von einem langen, in einen faltigen Talar gehüllten Mann, der auf einem unglaublich kleinen Kahn herangeschwommen kommt, etwas erzählen. Dieser Mann soll Homer sein, jene Zuhörer die Weisesten und Edelsten und Berühmtesten der Griechen. Oben in den Lüften, gar nicht im Zusammenhange mit den Personen und Dingen auf der Erde wandelt ein Zug Götter dahin. Man kann dieses Land der Wunder nicht kälter und feindseliger auffassen, als es hier geschehen ist. Da wäre die Allegorie nun recht an ihrer Stelle gewesen, oder sie hätte sich vielmehr von selbst in Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt. Der Künstler hätte Schiller's „Eleusisches Fest" lesen sollen um sich mit wahrhaft griechischer Heiterkeit befruchten zu lassen. Eine einzige kleine Skizze des im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebenden trefflichen Künstlers Carstens gibt mehr griechischen Himmel, griechisches Liebes- und Heldenleben als

alle die Figuren dieſes mächtig großen Cartons. Gerade dieſe „Blüte Griechenlands“ zeigt an, auf welchem Abwege der Künſtler begriffen iſt, wie er durch Haſchen nach grübelndem Tiefſinn und nach gelehrtem Apparat die quellende friſche Jugend und Schönheit des Genius gelähmt, wenn nicht ſchon getödtet hat. Es iſt ein Unglück, daß heutzutage der Meißel docirt und der Pinſel philoſophirt. Goethe ſagt: „Bilde Künſtler, rede nicht — nur ein Hauch ſei dein Gedicht!“

Da wir nun einmal im Muſeum ſind, ſo wollen wir auch über dieſen impoſanten und großartigen Kunſttempel einige Worte ſagen. Das Haus iſt ſchöner als Die, die es bewohnen; das heißt die große Mehrzahl der Bilder und Sculpturen ſind bekanntlich lange nicht von Händen der Künſtler erſten, nicht einmal von denen zweiten und dritten Ranges. Könnte man die Galerie von Dresden in dieſe Räume bringen, ſo könnte ſich der Kunſtfreund nichts Beſſeres wünſchen. Das neue Muſeum hat noch herrlichere Räume, noch ſchönere Rotunden, noch hellere und weitere Säle als das alte, und

wird es erſt völlig im Bau und in der innern Ausſchmückung vollendet werden, ſo wird's unſtreitig der ſchönſte Kunſttempel in Deutſchland ſein. Da wir eben von unverſtändlichen Bildern geſprochen haben, ſo müſſen wir noch nachträglich des verworrenſten und unverſtändlichſten erwähnen, das uns jemals zu Geſicht gekommen; es iſt dies die Frescomalerei, die man auf der Wand der Säulenvorhalle des alten Muſeums angebracht. Auf den erſten Blick ſieht das Auge nichts als ein poſſierliches Durcheinander, eine Art Geſtalten-Ragout, eine verknotete und verwickelte Maſſe von einestheils blau angelaufenen, anderntheils roſenroth angehauchten unbekleideten Männern, Weibern und Kindern. Man ſieht Höhlen, in denen braunſchwarze Geſtalten kauern, dann ſieht man Figuren in den Lüften herumwüthen, gerade nur ſo weit, als ihnen der enge Raum, wo ſie mit andern zuſammenſtoßen, geſtattet. Kein Gott flüſtert dem armen Beſchauer mitleidig ins Ohr, was das Alles da oben zu bedeuten habe. Man muß ſich abermals einen Commentar kaufen und da

erfährt man — ja man erfährt eigentlich auch da nicht um was es sich eigentlich handelt — genug, es wird Einem gesagt, daß der selige Schinkel, der Erbauer des Museums, nebenbei ein tiefsinniger Poet und ein mittelmäßiger Maler, ein Stück Schelling'scher Naturphilosophie hier dem Publicum offerirt habe. Es war ein Misgriff ohne Gleichen, daß man gestattete diesen apokalyptischen Wirrwarr an eine Stelle hinzupflanzen, die dem Auge der großen Bevölkerung der Hauptstadt so sehr zugänglich ist. Was sollen nun diese Massen naiver und einfacher Beschauer, mit ihrem gesunden Sinn für das Allgemeinverständliche, für das Wahre und Faßliche in der Kunst, zu diesem Gallimathias in Farben sagen? Man sieht auch, wenn man die Physiognomie dieser Beschauer betrachtet, eine gewisse rührende Resignation auf alles Verständniß in ihren Zügen ausgesprochen, ein beklagenswerthes Staunen und ein lächelndes Verzweifeln. Hier und da wirft irgend eine kecke Ariadne einen Faden hin, um durch das Labyrinth zu leiten, und es sind dann eine Menge ländlicher

Theſeuſe die daran weiter klimmen, aber plötzlich läßt dann wieder die ganze Maſſe muthlos die Unterhaltung fallen, und nur höchſtens aus der ſich verlaufenden Menge hält ein junger Soldat Stand, den Blick auf eine räthſelhafte junge Nymphe oder Göttin heftend, die oben blau und unten roth angelaufen iſt, und der Himmel weiß was für myſteriöſe Gaben vertheilt oder empfängt. Die große ſchöne Rotunde am Eingange iſt durch die oben angebrachten Gobelins um einen Theil ihrer decorativen Einheit und Schönheit gebracht; es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe Behänge wieder entfernt und anderswohin placirt würden. Das Muſeum ſelbſt, ſeine Bildwerke und Gemälde ſind bereits oft der Gegenſtand ausführlicher Beſprechung geweſen, deshalb möge kein Wort weiter hierüber folgen; auch über die Kunſtſchätze des neuen Muſeums wäre es vorzeitig genauer zu berichten, da das Ganze erſt im Entſtehen iſt und bei der bekannten langſamen Art, wie Kunſtwerke hier gefördert werden — man denke nur an die Gruppen auf der großen Brücke, die nun ſchon eine faſt allzu

lange Zeit auf sich warten lassen — wol nicht so bald in seiner Vollendung vor das Auge treten wird. Ueber Einzelnes läßt sich jedoch schon jetzt etwas sagen. So sind die Räume, die zur Aufbewahrung der ägyptischen Alterthümer bestimmt sind, nach unserer Ansicht ein wenig kleinlich gerathen, und namentlich erscheinen die Gräbergrotten wie eine mit dem Gigantischen und Unheimlich-Großartigen getriebene Spielerei. Wie will man dieses alte Land der Wunder in ein kleines Cabinetchen bringen? Wie kann man von dieser Stadt der Todten ein kleines Modellchen geben wollen, indem man ein zierliches Grottchen, ein Sarkophagchen, ein Obeliskchen mit einem klein bischen Schatten, ein klein wenig Finsterniß und einem Miniatur-Schrecken ausstattet. Dicht daneben an den hellen Fenstern treibt sich das Leben der Straße hin, das ganz moderne, prosaische Leben. Die Aufstellung ist gewiß sehr lehrreich — der theatralische Aufputz hätte unterbleiben können. In den hellen Gemächern, die der Aufstellung der Gipsabgüsse der Antike gewidmet sind, hat die ausschmückende

Decorationsmalerei ein geeigneteres Feld gefunden; hier ſieht das Auge wahre kleine Meiſterwerke in kleinen Wandgemälden, die die griechiſche Natur, das damalige Leben in der ſchönſten Periode des Glanzes in glücklichen poetiſchen Compoſitionen darſtellen. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe kleinen Bilder in gutem Farbendruck geſammelt erſchienen; es könnte ein hübſches Heft geben, zugleich einige Anſichten der ſchönen Säle und Rotunden des neuen Gebäudes.

Wir gehen jetzt auf die Ateliers der Künſtler über, von denen wir auch nur ein paar aus der Menge herausheben wollen, gern eingeſtehend, daß unſer Urtheil nur das eines Laien iſt und gerne Berichtigung annimmt. Nur ſind wir ein abgeſagter Feind jener Berichtigungen, die die ſogenannten Kunſtblätter bringen, gelehrte und engherzige, krittelnde Zurechtweiſungen, die ſich an Kleinigkeiten hängen und darüber das Leben und die unmittelbare Wirkung der Kunſtwerke bei Seite ſetzen. Mit dem Urtheil dieſer gelehrten Blätter iſt Niemand gedient, denn Niemand lieſt ſie und ihre Stimmen dringen nicht in das

größere Publicum. Die Deutſchen haben es nie verſtanden — den einzigen Winckelmann ausgenommen — über Kunſt populär zu ſchreiben und doch muß man gerade ſo unendlich klar, lieblich und ſchön ſchreiben über Gegenſtände, die ſo unendlich klar, lieblich und ſchön ſind. Dabei iſt natürlich Ernſt und Schärfe des Urtheils, wo ſie hingehören, nicht ausgeſchloſſen; aber um des Himmels willen nur nicht die ſo ſehr beliebte Gründlichkeit. Dieſe iſt wahrhaft fürchterlich; ſie mordet das Schöne; ſie iſt das Scalpirmeſſer in der Hand unſerer modernen Wilden — der Pedanten, die aus Uebermaß von Cultur wieder wild werden. Ueber das Schöne ſprecht ſchön und vor allen Dingen nicht lang, ſondern kurz, und vor allen Dingen nicht unverſtändlich, ſondern verſtändlich. So wie Heinſe über Rubensſche Bilder ſpricht — ſo möchte man immer über Kunſt ſprechen hören; allein dies iſt ein Ding der Unmöglichkeit; man hat nicht immer Poeten bei der Hand, die über Poeten ſprechen; aber was man immer bei der Hand hat, iſt ein richtiger Takt, ein guter, gebildeter

Geſchmack und mit denen kann man ausreichen — das iſt's aber, woran gewiſſe Zeitſchriften und deren hocherhabene Ober- und Unterleiter auch keines Senfkorns Größe an ſich haben. Die Franzoſen verſtehen es — aber freilich, ſie ſind nicht gründlich!

Der Maler, die vorzugsweiſe hiſtoriſche Bilder malen, gibt es in Berlin keine, vielleicht gibt's, der eigenthümlichen Stellung unſerer gegenwärtigen Hiſtorie nach, in der ganzen Welt keine. Der Maler, der dieſen anſpruchsvollen Titel annimmt, ſetzt ſich vor ſeine Staffelei, blättert in der Weltgeſchichte und legt phlegmatiſch hierhin oder dorthin ein Zeichen, indem er vor ſich hinmurmelt: das kann gemalt werden! das gibt ein Bild! Nimmermehr kann dies die Art ſein, wie wahrhaft lebenkeimende Bilder gemalt werden. Der wahrhafte Hiſtorienmaler muß zu ſeiner Palette fliegen, es muß ihn Tag und Nacht drängen, bis er die ſtürmenden Geſtalten, die in ſeinem Hirn und Herzen handtieren, auf die Leinwand bringt; ſolche Bilder haben denn auch eine Miſſion, ſie erregen „Sturm im Lande." Dies iſt die echte

Hiſtorienmalerei; nun gibt es noch eine andere: es iſt die, die ſich damit abgibt, Perſonen oder Zuſtänden zu ſchmeicheln, vor allen Fürſten und Gewalthabern. Auf dieſe Weiſe ſind die koloſſalen Panegyriken eines Rubens und van Dyk entſtanden. Damit iſt's aber auch nichts zu unſerer Zeit; uns bleibt alſo jene matte Sorte, wo der Maler phlegmatiſch in Becker's Weltgeſchichte nach einem Stoff ſucht. Da dieſe Hiſtorienmaler keine hiſtoriſche Maler ſind und nie welche werden, ſo lohnt es ſich nicht, weder von ihnen noch ihren Werken zu ſprechen. Wir wollen erſt wieder Hiſtorie haben, wirkliche, echte Hiſtorie, die wie flüchtiges Salz in die Naſe beißt, und das Herz und die Sinne wacker macht — was wir jetzt haben, ſind Polizeizuſtände.

Da keine Hiſtorienmaler vorhanden ſind, ſo tritt der Genremaler in den leergehaltenen Poſten und es iſt ihm nicht zu verdenken, wenn er ſich ſo breit macht und ſo hoch ſtellt, als nur irgend möglich. Ein ſolcher Meiſter iſt Adolf Menzel, der eine ungemein lebhafte und durchdringende Begabung hat, ein ſchöpferiſches und ſelbſtän-

diges Talent, das vor der großartigsten Aufgabe nicht zurückschreckt. Dennoch haben alle seine Bilder einen genreartigen Anflug und sind gleichsam wider Willen und Wissen ihres Schöpfers groß. Zu Allem, was dieser noch junge Meister schafft, treibt ihn eine feurige Seele, er ist der echte Künstler, der immer thätig ist, er mag sich befinden wo er wolle. Seine ganze Thätigkeit hat er dem großen Helden, Friedrich II., zugewendet, und mithin seinem Jahrhundert. Da ist es ihm gelungen wahrhaft staunenswerthe Werke zu liefern. Man sieht Friedrich gehen, sprechen — ja man sieht ihn denken! Ein so gewaltiges Sich-Einverleiben mit dem Stoffe ist bei einem Künstler, solange in der Welt gemalt worden, gewiß immer selten gewesen. Man begreift nicht wo unser Tausendkünstler diese Mienen, diese Gestalten, diese Stellungen her hat; ohne Zweifel hat er einmal schon gelebt, und zwar mitten unter diesen Leuten, die er jetzt malt. Gegen diese Wahrheit der Physiognomien, gegen diese Unmittelbarkeit der geistigen Exhalationen in Stellung, Situationen und

Gesten, ist Alles, was man bisher an Scenen dieser Art gesehen, nichts als Schatten. Man sehe hier Friedrich unter seinen Gelehrten und cynischen Spaßmachern an der kleinen Tafel zu Sanssouci sitzen und man wird gestehen, von der Jovialität und Bonhommie der königlichen Miene an bis zu der kleinsten Falte im Tafeltuche muß nothwendig Alles so gewesen sein, wie es hier vor uns steht; eine solche poetische Nothwendigkeit liegt über das Ganze hingebreitet. Man steht stundenlang vor dem Bilde, besieht sich die einzelnen Köpfe und wenn man fortgeht, hat man mit d'Argens, Voltaire, Lamettrie, Keith — gesprochen. Ja, man hat mit ihnen gesprochen. Es macht die Wirkung wirklicher Erlebnisse, man sagt sich im Stillen: Voltaire hat Recht; seine Bemerkung war fein und wahr — was der König ihm erwiderte, ich hörte es deutlich, es klang wie Zurechtweisung, aber wie eine lächelnde! O, und was diese alten Generale für gute Anworten geben! Es ist ein köstliches Mittagsmahl dieser kleine Fürstentisch; es ist mir sehr angenehm gewesen, daß ich habe da-

bei ſein können! Dann plötzlich lächelt man und ſagt ſich: Es war ja Alles nur ein Bild! Auf einem andern Bilde ſieht man den König die Flöte blaſen — aber man ſieht ihn nicht blos, man hört ihn. Und die ganze Umgebung — man lieſt in der Seele eines Jeden; und die Seelen, in denen nichts geſchrieben ſteht, da ſieht man, daß nichts darin zu leſen iſt. Da ſitzen die Prinzeſſinnen Schweſtern, die geiſtreiche mediſante auf einem Stuhl, die hochfahrende ewig übelgelaunte auf einem Canapee. Die Erſtere denkt: Mein guter Bruder — er iſt ein großer Held und ein großer König — aber ſeine Flötenconcerte: etwas langweilig! Freilich meine edle Schöne; eine Unterhaltung mit Trenck wäre amüſanter. Die Zweite denkt: O es iſt doch nichts himmliſcher und herrlicher, als einen berühmten Bruder haben, der in Allem vortrefflich iſt, und dann dieſes berühmten Bruders Schweſter zu ſein; aber dennoch bin ich leidend und fühle mich unglücklich. Unter den Hofleuten graſſirt tüchtige Langeweile, Hoflangeweile unter den anſtändigſten Formen; die anſtändigſte iſt

die der Entzückung, während die wenigst anständigste die ist, die sich damit abgibt die Rosetten an der Decke zu zählen und zehnmal das Taschentuch hervorzuziehen und wieder einzustecken. Unter den Musikern, die nicht gerade damit beschäftigt sind der kleinen königlichen Flöte auf Schritt und Tritt zu folgen, herrscht jene feine künstlerische Impertinenz, die trotz alles matten beifälligen Lächelns doch unerbittlich über jede falsche Note innerlich Buch führt. Besonders ist die leidende, geduldfreundliche Stellung des alten Quanz, der frühe schon Leid und Freud des flötespielenden Helden, insoweit dessen Kriege und Siege sich das kleine Feld der gedruckten Notenblätter zum Schauplatz wählten, theilte, bemerkenswerth. Auch hier, wie in der Tafelscene, ist Alles lebensvolle Wahrheit und poetisch wieder reproducirte Zeit und Sitte. Wir wissen in der That nicht, was solchen Bildern an dem Titel: „historische Bilder" fehlt; und dennoch — fehlt ihnen etwas. Wir wollen hierüber die Kunstkenner streiten lassen, unsere Sache ist es einen Maler wie Adolf Menzel mit vollem Jubel

zu begrüßen. Wenn wir wieder Hiſtorie haben werden, etwas worauf ſich jedes Kind in Deutſchland freut — dann werden wir plötzlich eines ſchönen Morgens Herrn Adolf Menzel Hiſtorienbilder malen ſehen; und er wird denn ſchnell das „Etwas" ſelbſt hinzugefügt haben, was jetzt noch fehlt und was wir nicht zu bezeichnen wiſſen. Sein Friedrichsbuch iſt ein unſchätzbares Geſchenk, das er der deutſchen Jugend gemacht.

Etwas, wofür wir unſerm Künſtler beſonders danken müſſen, iſt, daß er uns von der faden Idealität und Sentimentalität der Düſſeldorfer Schule zu befreien trachtet. Es konnte nichts Troſtloſeres geben als dieſe Kirchengängerinnen, als dieſe trauernden Königspaare, als dieſe Mimili's unterm Engel- und Nonnenröckchen. Doch muß unſer Künſtler ſich hüten vor dem andern Extrem. Sein Weg, den er eingeſchlagen, und auf dem er zu ſo herrlichen Reſultaten gelangt, hat dicht neben ſich ebenfalls Abwege; es iſt der Weg des Charakteriſtiſchen und der hat in der Literatur und Kunſt in Frankreich

ſchon zur Fratze geführt. Die Anhänger dieſer Doctrin ſind vor keinem Dinge ſo ſehr auf ihrer Hut als vor dem Schönen. Dieſes nennen ſie Verweichlichung und fliehen's wie die Peſt. Die ärgſte Abnormität, die ekelerregendſte Häßlichkeit und Verzerrung iſt ihnen lieber, als auch nur der leiſeſte Zug, der an Ideal und Schönheit erinnert. Nun iſt aber ein echter Hiſtorienmaler ohne den Cultus der Schönheit, ohne Anwendung des Ideals nicht denkbar und hierin, fürchten wir, liegt jenes „Etwas", das unſerm Menzel fehlt, der entſchieden auf dem Pfade der „Grimaſſiers" hier und da zu wandeln die größte Luſt bezeigt und zwar nur aus abergläubiger Furcht, daß ihm nicht etwa doch, trotz aller angewandten Vorſicht, die böſen Geſpenſter Ideal und Schönheit in den Weg laufen. Es geht ihm aber wie im Märchen, wo man gewiſſe unangenehme Gäſte weit von ſeinem Hauſe weggeſcheucht meint und es ſich dann findet, daß ſie recht eigentlich im Innerſten der Hütte Platz genommen haben; ſo wohnen die Schönheit und das Ideal in unſers

Künstlers Seele, sind wir fest überzeugt, obgleich er sie äußerlich verfolgt. Sonst müßte er eben nicht der Poet sein, der er ist.

Von den Portraitmalern ist es Herr Magnus, der uns besonders anzieht durch das Innerliche seines Colorits. Wir finden kein passenderes Wort, um eine gewisse Art der Färbung auszudrücken, die auf dem Leben wurzelt, nicht äußerlich angeschminkt ist. Solch eine Art hat Titian, haben alle große Coloristen. Man kann mit Schatten und Licht, besonders mit dem zauberischen Apparat des Helldunkels, ganz schöne Kunststücke hervorbringen, ein wahres Colorit wird auf diesem Wege nicht erzielt. Man muß dem Fleisch ansehen, daß es gewachsen ist, daß es eine sinnlich producirte und sich noch immer weiter producirende Masse ist. Vielleicht ist dies zu derb ausgedrückt, doch man sucht vergeblich nach Worten für Etwas, das sich besser anfühlen und anschauen als beschreiben läßt. Man hat das Geheimniß der Form so ausdrücken wollen, daß wenn etwas Rundes auf einer Fläche dargestellt wird, es so dargestellt werde,

daß man verſucht wird, darum herumzugreifen. Das Geheimniß des Colorits möchte ſo auszudrücken ſein, daß man ſo male, als fühlte man den Knochen hervor. Der Maler wird wiſſen, was damit geſagt iſt. Der Knochen, das Fundament und das bedingende Princip des Colorits wirkt überall mit, auch da, wo eine Fülle von Fleiſch ſich darüber breitet. Der Portraitmaler, der ſein Colorit verſteht, hat es zuerſt mit der Knochenbildung zu thun, aus dieſer Bildung hervor, wie eine Blume aus der tiefverborgenen Wurzel, erwächſt die Blume des Colorits. Man ſehe einen Kopf, der eine feine, ſchwächliche, zerbrechliche Schädelbildung hat, das Colorit des auf dieſem Knochen angewachſenen Fleiſches wird weißlich-bläulich-hellröthlich ſein, dagegen eine derbe, feſte Knochenunterlage jene geſunden, braunrothen Tinten hervorruft, die uns Rubens in ſeinen männlichen Köpfen zu geben weiß, ſeine weiblichen ſind nicht alle wahr colorirt; er malt dabei zu ſehr nach einer einmal vorgefaßten Meinung. Wir kommen aber von Herrn Magnus ab. Die Sache iſt, daß wir

bei ihm jenes feintaſtende Farbenbewußtſein entdeckt haben, das nie mit ſich abſchließt, das immer neu forſcht und ſucht, und daß wir eine ſo glückliche, eine ſo unentbehrliche Zugabe, beſonders bei einem Portraitmaler, finden. Dazu aber gehört, daß der Künſtler ſo geſtellt iſt, daß er ſich einigermaßen ſeine Köpfe wählen kann, und dies iſt hier auch der Fall. Daß Herr Magnus vorzüglich Frauen malt, und unter dieſen wiederum die ſchönen und anmuthigen beſonders gern, iſt eine Sache für ſich; genug, daß er eine Reihenfolge wahrhaft künſtleriſcher Portraits geliefert hat, an denen die moderne Kunſt — denn bald werden wir faſt nichts Anderes haben als Portraitmalerei — eine große Bereicherung gewonnen hat. Wir wollen aus der nicht ganz geringen Anzahl ſeiner Bilder zwei herausheben, die Portraits der beiden Künſtlerinnen Jenny Lind und der Gräfin Roſſi. Vergleicht man gegen dieſe Auffaſſung diejenige Art und Weiſe, wie man noch vor vierzig Jahren zurück malte, ſo erfreut man ſich an dem künſtleriſchen Maß und Ziel, an dem Geſchmack

und der gehaltenen und beſonnenen Grazie dieſer Bilder, die berühmte Modegeſtalten darſtellen, die früher nicht genug ins Affectirte gezogen und ins Schöne carikirt konnten zur Anſchauung gebracht werden. Wir kommen auf den obigen Satz zurück, daß Herr Magnus ſeine Aufgaben ſich wählt und an jeder neu ſtudirt und forſcht. Deshalb veralten ſeine Bilder nie, er hat ihnen etwas von jenem geheimnißvollen Lebenselixir einzuflößen gewußt, die die Schöpfungen eines van Dyk, eines Titian ewig leben läßt.

Die Werkſtätten der plaſtiſchen Bildner — es ſind deren ſehr wenige — haben uns nicht angeſprochen. Es thut ſich eine Armuth der Motive kund, die für die Zukunft nichts erwarten läßt, wie ſie von der Vergangenheit nichts genommen hat. Was ſoll man zu der Gruppe der Kiſſ'ſchen Amazone ſagen? Was ſoll dies Motiv? Wie unbekannt, wie fremd! Von den drei dargeſtellten Geſchöpfen iſt nur eines in unſern Gegenden einheimiſch — das Pferd. Den Tiger hat man nicht, eine Amazone auch

nicht; am wenigſten hat man jemals Gelegenheit gehabt, dieſe drei Dinge in einem ſolchen Knäuel zuſammengepackt zu ſehen. Man muß dem Künſtler aufs Wort glauben, daß dieſe drei Beſtien — man verzeihe, daß wir die Amazone auch dazu rechnen — wenn ſie auf eine fatale Weiſe Eins dem Andern in den Weg laufen, ſich ungefähr ſo herumbalgen werden. Möglich! Aber wozu das? Es iſt eine zoologiſche Curioſität! Ein Freiligrath'ſches Gedicht, mit Müh und Angſt aus unendlicher Ferne hergeholt und mit ſchwierigen pikanten End- und Klappreimen verſehen; hier ſind die Reime in Bronze gegoſſen. Was ſollen überhaupt die wilden Thiere, die man jetzt ſich in die Ateliers eindrängen ſieht — der Menſch — und immer wieder der Menſch! Das ſei der Vorwurf. Bei der Kiſſ'ſchen Gruppe ſpielen offenbar die Thiere die Hauptrolle und der Menſch iſt ſo gefällig, bei dieſer Gelegenheit auch mehr Thier zu ſein als Menſch, denn welch ein edles menſchliches Motiv wäre bei dieſem Wildfang von einem Weibe zu finden?

Doch genug; die Gruppe wird bewundert, gerühmt — wir wollen Niemandem die Freude an ihr nehmen, nur wir können keine empfinden. Ebenſo wenig ſagen uns die Arbeiten zu, die wir in andern Ateliers gefunden haben, und die dieſen Weg weiter verfolgen: ein Schäfer, der ſich gegen einen Leoparden vertheidigt, eine Giraffe, auf deren Rücken ein Tiger ſitzt — ein Kampf mit einer Schlange! Ach, wer hat Freude an all dieſen Dingen! Wer möchte dergleichen auf ſeinem Schreibtiſche aufſtellen, oder in ſeinem Zimmer dulden! Die Künſtler ſind hier aber zum großen Theil unſchuldig; Der Urſprung der Armuth der Motive iſt ebenfalls, wo all unſer ſociales Miſere und die Kleinheit unſerer Zuſtände herkommt, aus der Prüderie und der Heuchelei der Zeit herzuſchreiben. Man behauptet, nichts Nacktes mehr ſehen zu können, und der Bildnerei das Nackte nehmen, heißt ihr die Kehle zuſchnüren, oder ſie zwingen — unter die Beſtien zu gehen. Das Letztere thut ſie jetzt. Das Vorherrſchen der Thierfiguren iſt eine faſt komiſche Unart unſerer Zeit, ſo zum

Beispiel die große Masse von Bildern, zum größern Theil in vortrefflichen Schwarzkunstblättern, die Hunde aller Racen darstellen, und die ins Tausendfache vervielfältigt erscheinen. Was soll das? Hier und da auf einem Genrebildchen die ernsthaft gravitätische Schnauze eines Bulldoggs, oder die spitze kleine boshafte oder naseweise Physiognomie eines Schäferhündchens dargestellt zu sehen, ist ganz gut hinzunehmen, allein ganze Blätter mit diesen Gegenständen der vierbeinigen Welt, die uns umgibt, auszufüllen, kann zu einer ekelerregenden Zeitnarrheit werden. Man denke sich das Zimmer einer jungen Dame oder eines friedfertigen stillen Gelehrten, an dessen Wänden nichts als klaffende, bellende, haarsträubende oder gähnende Bestien zur Schau gestellt sind, und auf den Kissen und Consolen der Blick wiederum nichts Anderes erblickt als Tiger, Leoparden, Affen und wiederum Hunde. So weit ist es aber bereits gekommen. Wie ganz anders unsere Voraltern, die ihre Augen erquickten durch einen guten Stich von Müller oder Chodowiecki, die auf ihren Tischen jene niedlichen

kleinen Figuren und Gruppen bewahrten, die die Fabriken zu Dresden und Berlin in Biscuit und in Porcellan lieferten, und die unter Blumen spielende Kinder, oder Schäfer und Schäferinnen, oder Göttergestalten darstellten. Man schilt das achtzehnte Jahrhundert geschmacklos, das unsere ist es recht eigentlich mit seinem Hochmuth, seiner leeren Prahlsucht, seiner Heuchelei und Prüderie.

Da wir von Heuchelei und Prüderie sprechen, so ist hiermit von selbst die Brücke gebaut für ein Institut, das sich nur erhält, indem man ein Interesse dafür heuchelt und dessen Wiederaufleben man einmal für allemal unmöglich macht, indem man es durch Prüderie strangulirt. Wir meinen hier nicht allein die Sittenprüderie, obgleich die auch schon hinlänglich ist eine wahrhafte dramatische Kunst zu tödten, sondern auch, und dies vorzüglich, die politische Prüderie unserer Tage. Beide zusammen haben jene Interesselosigkeit des Publicums erzeugt, an denen das Theater gegenwärtig zu Grunde gegangen ist, denn daß es wahrhaft und in der

That zu Grunde gegangen, daran wird Niemand zweifeln, der überhaupt über Kunſt und deren Fleiſchwerdung in der Zeit nachgedacht hat. Man kann Theater haben, man kann täglich hineingehen, man kann ſogar einzelne gute Schauſpieler haben — und man hat doch keine Bühne. Wir haben eben geſagt, daß ſittliche und politiſche Prüderie unſere moderne dramatiſche Kunſt in den Boden treten, allein es kann auch ſein, daß überhaupt die Ungunſt der Zeit dieſer Kunſt entgegen iſt. Alles in der Welt hat ſeine zeitweiſe Blüte, iſt dieſe vorüber, ſo vegetirt die Pflanze zwar fort, allein ſie zeigt ein fauliges, fahles Grün und dürre Zweige. Werfen wir einmal einen Blick auf das Repertoire eines halben Jahrhunderts. Es iſt in der That Alles dageweſen. Die große Tragödie unter Goethe und Schiller erwachend ſchritt über die Bretter und verſchwand; damals waren Gebildete und Volk im Theater, außerhalb Niemand. Nun kamen die fremden Muſter, die Shakeſpeare-Wüthigen, die Calderon-Tändler, da befanden ſich nur noch die Gebildeten

im Theater, außen blieb das Volk. Ein Schritt weiter und die Intriguenstücke erschienen, die feinen Jongleurieren, wo das Stäbchen nie auf den Boden fällt, sondern immer durch geschickte kleine Gegenstöße hin- und herparirt wird; das war eine dramatische Taschenspielerei, das wollten zuletzt nicht einmal die Gebildeten sehen, das Volk verstand es nun gar nicht und im Theater blieben nur die Müßiggänger sitzen, die Leute, deren Rente und Zeit es erlaubt, zu gewissen Perioden des Tages oder der Nacht entweder in diesem oder jenem Vergnügungslocal, in dieser oder jener Tabagie sich einzufinden, und die gehörigen Stunden abzusitzen und durchzuplaudern. Diese Phalanx hielt auch still, als das Theater in sein letztes Stadium eintrat, wo es sich jetzt befindet, nämlich all das Dagewesene pêle-mêle hintereinanderzugeben, um nur einen Abend zu füllen, womit, ist gleich, denn für keines dieser Genres, die einst Epoche machten, interessirt sich das Publicum. Dies ist eine Erfahrung, die jede Direction machen kann, weil jede Direction sie selbst hervorruft, und hervor-

rufen muß, denn es iſt ſchlechterdings eine Unmöglichkeit etwas hervorzuſuchen, was heute noch Wirkung machte, ſo in der dramatiſchen Kunſt, ſo in der Oper. Das Geheimniß iſt gelöſt, wenn man ſagt: die Empfänglichkeit fehlt. Es müſſen große Stürme kommen, mächtige und ſchreckenerregende Umwälzungen, um bei dem jetzigen oder dem nächſtkommenden Geſchlecht wieder das Verlangen zu erregen, die Kunſt wiederum als ein Bedürfniß herbeizuwünſchen, als ein Mittel die müde Seele zu erheben, die Kraft neu zu ſtärken, das durch Schrecken und Verwilderung ſcheue Auge wieder an dem milden Glanz und dem ſüßen Frieden, den die Künſte aushauchen, wenn man ſie nicht misbraucht und ſie zu leeren Reizmitteln erniedrigt, zu erlaben. Mit einem Worte, es muß ein Hunger nach Kunſt da ſein, ein Hunger, wie er nach den großen Völkerſchlachten und Völkerwanderungen ſich zeigte, da die Vandalenſtürme endlich ſchwiegen und aus Klöſtern und auf Märkten die Blume ſeiner Schöpferkraft emporblühte, wie nach dem raſenden Orkan, den die Reli-

gionskriege dreißig Jahre über die entsetzte Welt hinjagten, in allen Gauen deutscher Erde Sehnsucht gefühlt wurde, sich irgendwo in einem Winkel der Erde zusammenzusetzen und dem Worte des Dichters, dem Klange der Musik zu lauschen. Aber wir sind bei alledem weit entfernt zu wünschen, daß unser Leben zertrümmert werde, damit unsere Kunst erblühe; ohnedies würden wir von dieser neu erblühten Kunst noch nichts zu schmecken bekommen, und würden nur das Blut hergeben müssen, das den Boden befeuchtet, in welches die neue Melpomene ihre Purpurtoga taucht, um unsere dritte oder vierte Generation zu entzücken. Lassen wir das Theater also geduldig da, wo es ist, und wenn es nicht in unserer Macht steht, sämmtliche Bühnen für unendlich lange Ferien zu schließen, so wollen wir wenigstens uns das Wort geben — wir, die wir meinen, die wahre dramatische Kunst zu kennen, zu achten, und zu lieben — nicht ins Theater zu gehen, so lange wie es ein „Vergnügungslocal" ist wie jedes andere.

Wir kommen auf die sittliche und politische

Prüderie zurück, und wollen in Beziehung auf das Theater auch über dieſe Hemmſchuhe und Zwangsjacken, die wir der Kunſt anlegen, ein paar Worte ſagen. Wenn das Theater ſehr häkelig und zierlich wird, wenn es immer die „beſte Geſellſchaft" repräſentiren will, wenn es immer ſo beſchaffen ſein will, daß eine Mutter ihre Töchter hineinführen kann — dann geht alle wahre dramatiſche Kunſt in die Brüche, denn welche Bühne, wir mögen von dem Thespiskarren und der erſten Bretterbude bis auf das geniale Theater unſerer fünfzig Jahre zurückliegenden Glanzperiode hinſchauen, nie und nirgends hat ſich die Kunſt ihre ſittliche Freiheit nehmen laſſen, und die beſteht darin, den Menſchen zu zeigen wie er iſt, und allen Flitterkram und alle falſche Gewandung fortzuſtreifen. Ueber dieſen Punkt möchten wol alle Dramaturgen einig ſein, über den zweiten, den der politiſchen Prüderie, werden ſie ebenfalls einig ſein, nämlich Die, die es wahrhaft gut mit der Bühne meinen, nicht zu ihren verſteckten Feinden gehören. Man muß dem Theater einen offenen Eingang

zum Leben laſſen, damit immer ein voller Strom der eben herrſchenden Meinungen und Anſichten, Irrthümer oder Wahrheiten, gleichviel, auf die Bühne dringe. Die Directoren werden erſchrecken, denn es heißt dies in der That nichts Anderes: das einzige Mittel, wieder ein großes, allgemeines Intereſſe an der dramatiſchen Kunſt hervorzurufen, wäre, das Theater revolutionären Elementen aufzuſchließen. Verſucht dies auf eine Woche und alle Theater Europas werden zuſammenbrechen unter der Wucht der Beſucher. Aber dies zu wünſchen wäre Wahnſinn; unter den jetzigen Verhältniſſen auch nur einen annähernden Verſuch zu machen, ein ſolches Reſultat zu bewirken, wäre Verbrechen; wir ſprechen nur dieſen Satz ſo unumwunden aus, um mit einem Worte die ganze Sachlage des Proceſſes herzuſtellen. In der That ſo iſt es. Man will auf dem Theater die alten Liebeshändel nicht mehr ſehen, die närriſchen Poſſen eines ganz unmöglichen Zufalls, und die kleinen naiven Situationen, die niedlichen albernen Intriguen, die vor

zehn Jahren noch entzückten; man iſt durchaus nicht mehr neugierig zu erfahren, an wen der Oheim ſein Mündel verheirathet, ob an Dieſen oder an Jenen, oder ob er gar ſie ſelbſt heirathet — aber man würde ſtürmiſch jauchzen und applaudiren, die Sitzung einer modernen Ständekammer mit anzuſchauen oder bei Nacht und Nebel eine gewiſſe Reiſekutſche über die Bühne eilen zu ſehen, aus deren Fenſtern ein Regenſchirm und ein paar durch bürgerfreundliche Händedrücke abgenutzte Handſchuh blicken. Aber wie geſagt, dergleichen iſt unmöglich, und wir wollen uns zufrieden geben ohne Theater und ohne dramatiſche Kunſt eine zeitlang weiter zu leben, dem Himmel dankend, daß uns das Loos nicht gefallen iſt, ein ſogenannter dramatiſcher Dichter unſerer Tage zu ſein, ſicherlich das unnützeſte Möbel, das irgend gedacht werden kann.

Von dem jetzigen berliner Theater nunmehr zu ſprechen, wird nach Obigem kaum mehr nöthig ſein. Es iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als alle andern Theater; es hat keine Talente, die andern haben auch keine, endlich gibt's

Ueberſetzungen, und gerade dies geben die andern auch. Ein Unglück für ein Theater iſt einen wahrhaft kunſtliebenden, thätigen und einſichtsvollen Director zu haben, denn dieſer müht ſich umſonſt und hilft nichts; er iſt gleich dem Geliebten, der an eine an der Schwindſucht leidenden Braut gekettet iſt; er ſieht ſie mit Thränen in ſeinen Armen ſterben. Beſſer iſt's, einem gefühlloſen, für die Leiden der Kunſt nicht empfänglichen Mann die Leitung der Kranken zu übergeben, er wird thun, was ihm die Pflicht als Krankenwärter vorſchreibt, weiter nichts, und kommt die Leidende um, ſo macht ihm dies kein Haar grau, und er geht ruhig ſeine Wege. Gefühlvolle Directoren können auch der Bühne in unſern Tagen unendlich Schaden thun, denn ſie werden von der Illuſion nicht laſſen, daß immer noch die Kunſt zu heben ſei, ſie werden Talente ſuchen und werden Schriftſteller aufmuntern zu ſchreiben — Alles zu ihrer eigenen und fremden Noth und Demüthigung, denn es geht nun einmal nicht, und wird mit aller Anſtrengung nicht gehen. Dagegen un-

gemüthliche Directoren, die in einer naiven Unwissenheit leben über Das, was auf den Brettern ehemals geschehen ist, den Maßstab ihres Verhaltens nur danach einrichten, ob ihre unmittelbar Vorgesetzten und ihre Protectoren mit ihnen zufrieden sind, und diese zufrieden zu stellen, gehören bekanntlich Dinge, die zu Kunst, Literatur und Geschmack oft nur eine sehr entfernte Beziehung haben. Für diese Art Directoren gibt es auch keine öffentliche Stimme und keine Journale. Denn wozu: sie wissen Alles, was sie wissen sollen.

Das Friedrich-Wilhelmstädter Theater versprach eine sehr lebhaft angeregte und anregende Bühne zu werden; allein sie hat einen Anlauf genommen und ist nun stehen geblieben, vermuthlich weil man auf ihr jedes Bezügliche auf die Mitwelt und deren Interessen verboten hat. Lauter Possen machen es jetzt nicht mehr, das sieht man in Wien, wo drei der eminentesten Talente für die niedere Komik wirken und doch nicht das alte lachende Wien mit seinem überschwänglichen Frohsinn zurückzaubern kön-

nen. Wie ſollten dieſelben alten Poſſen, die ſelbſt in Wien, an ihrer Heimatsſtelle, nicht mehr elektriſiren, wie ſollten ſie hier in Berlin, wo ein weſentlich anderes Genre des Volkswitzes gilt und ſtets gegolten hat, irgend auf lange einer Bühne ihr Leben ſichern. Das vormärzliche Berlin hatte an den Leiſtungen Beckmann's, und an den Nanteſpäßen ſeine Localfarbe; es ſcheint aber, als wolle man durchaus nicht in dieſes Genre wieder einlenken; die komiſchen Figuren, die der Kladderadatſch geſchaffen hat, und die völlig volksthümlich geworden, das komiſche Pärchen Schulze und Müller, die ſo amüſante Fragen thun und ſie ſich ſelbſt ſo amüſant beantworten, dann der unübertreffliche jüdiſche Banquier Zwickauer und die Lieutnants Strudelwitz und Prudelwitz, dieſe Figuren aufs Theater gebracht, würden von großer Wirkung ſein, und würden reichlich den alten Nante erſetzen, allein ſie müßten dann ihrer politiſchen Maske treu bleiben, und dies würde aus bekannten Gründen nicht geſtattet werden. Es iſt dabei eine auffallende Erſcheinung, daß, je mehr die Nah-

rungsstoffe, von denen eine wahre dramatische Kunst zehrt, sich mindern, desto vielfältiger die Theater werden. Es sind eine große Anzahl kleiner Bühnen vorhanden, und stehen noch einige in Aussicht. Freilich sind mit den meisten derselben Gärten und Restaurationen im Freien verbunden, sodaß die Theatergenüsse so recht eigentlich nebenbeilaufen. Gegen diese Art von Bühnen, die ihr Brettergerüste im Freien aufschlagen, und wo das Publicum unter grünem Laubdach behaglich an Tischchen vertheilt, zuschaut, läßt sich eigentlich nichts sagen, und die dramatische Kunst würde dabei ihren Vortheil finden, nur müßten dann diese champêtre Bühnen eine gewisse Grenze nicht überschreiten, sie dürften nicht, wie es hier geschieht, sich an größere Dramen oder gar an fünfactige Opern wagen, sondern müßten kleine, für diesen Zweck eigens geschriebene Localpossen geben, deren Motive aus dem nahen und nächsten Leben genommen, es müßten auch Schminke und fremder Flitterstaat nebst Anputz, beides beim Sonnenlicht so häßlich wirkend, gänzlich vermieden

werden. Ein ſolches ſogenanntes Sommertheater, wenn ein guter Komiker, ein wirkliches Talent, die Unternehmung unterſtützte, könnte allerdings vortreffliche Geſchäfte machen, und würde ſelbſt den Kenner befriedigen. Nur wäre politiſche Licenz, wenn auch in noch ſo kleiner Doſis bewilligt, unumgänglich nöthig.

Schluß.

Wenn wir die Phyſiognomie beider Städte im Allgemeinen ins Auge faſſen, und die Frage aufgeworfen wird, in welcher es ſich angenehmer leben läßt, ſo müſſen wir natürlich fürs Erſte die Beſchaffenheit des Fragenden berückſichtigen und unſererſeits die Frage ſtellen, was er „angenehm leben" nennt. Es gibt heutzutage eine große Anzahl Leute, die hierüber nicht mit ſich im Klaren ſind, was ſie ein angenehmes Leben nennen ſollen; und es iſt allerdings nicht ſo leicht, ſich ſelbſt darüber zurecht zu finden. Vor zwanzig Jahren zurück wußte man dies ſehr genau. In den Zeiten eines Friedens, der wie es ſchien, unerſchütterlich war, ſowie er denn in der That auch über dreißig Jahre gedauert hat, war man leicht mit ſich fertig: eine gutbeſetzte Tafel, ein treffliches Glas Wein, eine Geſellſchaft, wie

ſie Epikur ſich wünſcht und man hatte Wien gewählt. Kleine harmloſe Späßchen, viel Literatur, Paraden und Manöver — Feſtreden und Feſtgelage — und man hatte Berlin gewählt. Das iſt anders geworden. Das frühere Wien iſt nicht mehr das jetzige, das jetzige Berlin nicht mehr das, in welchem Henriette Sontag und das Königſtädtſche Theater, die Weinhandlung Lutter und Wegener, in ihr Hoffmann und Devrient ihr Weſen treiben. Man hört darum klagen, daß man nirgends angenehm mehr leben könne, daß es überhaupt mit dem harmloſen, glücklichen, friedlichen Lebensgenuß vorbei ſei. Man ruft jammernd aus: Was hilft es uns nun, daß man den Comfort und den Luxus bis ins Dreifache erhöht hat; daß man Polſterſtühle erfunden hat, in denen es ſich zugleich ſitzen und liegen und ſchaukeln läßt; daß man das Gas erfunden und dadurch eine ſo herrliche Beleuchtung geſchaffen hat, daß man mit Hülfe der Eiſenbahnen eine in Paris gefertigte Paſtete faſt warm noch auf den Tiſch geſetzt erhält, daß eine noch zappelnde Forelle aus dem Schwarz-

wald und ein Dorsch aus Hamburg lebendig anlangt — ach, was hilft das Alles, wenn die prächtigen Schmausereien nicht so recht in behaglichem Gelächter, unter köstlichen Späßchen, in der ungetrübtesten Laune bei vollkommen feststehenden Renten verzehrt werden! Ach, was hilft, was hilft uns die pikanteste Sauce, wenn uns wider Willen der Pfeffer von Cayenne dazu geschüttet wird! Eine in übler Laune genossene Leckerei liegt wie ein Goldklumpen Californiens im Magen, und wenn die Harpyen der verdammten Politik über eine Tafel hinfliegen, dann tröpfeln sie Unrath auf die herrlichsten Entremets, auf die trefflichsten Bayonner Schinken. Zum angenehmen Leben gehört aber, daß man angenehm speise, zu dem angenehmen Speisen, daß man gut verdaue.

Wir wollen sehen wie Rath zu schaffen ist. Für die Epikuräer durch und durch, für die Epikuräer par excellence, das heißt für die glückliche Sorte, für die es keine Erschütterungen gibt, für diese ist uns nicht bange, sie werden auch heut so gut tafeln, wie sie immer getafelt

haben; aber ihrer ſind wenige. Unſere heutigen Lebemänner ſind ſo geartet, daß ſehr Vieles ſie verſtimmt, und ihnen den Genuß ihres Lebens, oder, was eben ſo viel ſagen will, ihrer Rente raubt. Ihre Nerven ſind von dem Vorgefallenen afficirt, ſie können noch nicht zur Ruhe kommen; der Hof, die Geſellſchaft, ihre Freunde — Alle ſind noch nicht ſo, wie ſie waren. Man wartet ab, aber es will nicht werden. Die Atmoſphäre, wenn auch vortrefflich geſäubert, iſt doch noch immer nicht ganz rein, es ſchwimmen noch politiſche Miasmen in ihr herum, und für Nerven, die einmal attakirt ſind, iſt dergleichen gar ſo leicht wahrnehmbar. Für dieſe iſt Wien vorzuſchlagen. In Wien geht man von der Abſicht aus, und Alles was zum Reichthum und zum Lebensgenuß gehört, hat ſich ſtillſchweigend das Wort gegeben, zu thun, als wäre nichts vorgefallen; als wäre Alles unverrückt beim Alten. In Wien läßt ſich das auch machen. Dort beſteht bekanntlich ein mächtiger, koloſſal reicher Adel, daneben reiche Börſenſpeculanten, beide entwickeln ein ſolches Gewicht des

Goldes und des Luxus aller Art, daß ſie die Stimme angeben, und jedes andere Intereſſe, ſelbſt Geſpräch, das ihnen nicht zuſagt, verbannen, unterdrücken. Es iſt dies die Verſchwörung der Lebemänner, die à tout prix wieder gut leben wollen, das heißt unchicanirt von der verhaßten Politik, die ihnen die Verdauung ſtört. In Berlin läßt ſich dies nicht ins Werk ſtellen. Man hat auch hier die conſervativen Intereſſen zur oberſten Leitung gebracht, aber man kann nicht machen, daß das Misliebige wie mit einem Zauberſchlage aus den Regionen, von denen hier die Rede iſt, verſchwinde. Die Verſchwörung der Lebemänner kommt hier nicht zu Stande. Ueberdies ſind der Lebemänner an ſich ſehr wenige, theils weil ſie nicht das Geld, theils auch weil ſie nicht den Sinn haben für die Tafel und allein nur für die Tafel zu leben. Der ächte Stamm der Sybariten war nie in der Mark zu Hauſe, dafür immer in Wien. Der Berliner ähnelt mehr dem Franzoſen; wenn er gut ſpeiſt, ſo will er auch dabei gut ſprechen!

Beides verträgt ſich nicht miteinander, wie der Wiener wohl weiß. Ein Epikuräer, der ſeine köſtlichſten Güter der Welt, ſein Nachmittagsſchläfchen und ſeine leichte Morgenſtunde am Tage darauf, in Sicherheit bringen will, muß ſich vor den berliner Diners in Acht nehmen, wenn er auch tauſendmal darauf bedacht iſt, einen recht purificirten Eßſalon ſich auszuſuchen, wenn er auch aufs genaueſte weiß, es ſind alle ſeine Tafelgenoſſen Männer von geſicherter Rente und loyaler Geſinnung, es kann doch — denn der Berliner läßt es nun einmal nicht — ein kleiner Witz in die Suppe à la Tartare fallen, und — fort iſt es mit der Jungfräulichkeit des Appetits! Man denkt, man lacht, man ſtreitet — und man hat einen Schluck des unübertroffenen Bordeaux gethan, ohne ſich bewußt zu ſein, was man gethan.

Die Sache ſtellt ſich demnach ſo. Wer unter angenehm leben verſteht: ſich völlig frei und unberührt von allen Intereſſen der jetzigen Welt, wenn ſie den Bereich der Küche, des Ballſaals und der Whiſtpartien überſchreiten — zu erhalten dem

iſt Wien anzuempfehlen; wer aber — ob nun zum Verdruß oder zur Freude, die Welt der Bücher und der Gedanken, die Ereigniſſe der Weltbühne, die kleinen Niederlagen und Siege, die der geiſtige Verkehr mit ſich führt, auch zu einem Leben rechnet, das er nicht angenehm nennen würde, wenn ſie fehlten — dem iſt Berlin anzurathen. Die beiden Hauptſtädte ſtehen ſich hier wieder, wie in hundert andern Dingen, ſchroff gegenüber. Dennoch wäre Berlin eine gute Anzahl der Sybariten Wiens zu wünſchen, denn dieſe fette Sorte, dieſe ſorglos genießenden koloſſalen Egoiſten geben dem Boden einer großen Stadt jenen feuchten Humus, der ſchöne Pflanzen hervorbringt, Zierpflanzen, wenn man will, aber doch zur Verſchönerung einer Hauptſtadt, zur Politur der Geſellſchaft unentbehrlich. Denn um dieſe Genießenden ſchließt ſich ein Kranz luxuriöſer Productionen in der Kunſt, es ſammelt ſich um ſie eine cokette und in ſorgloſer Schönheit üppige Frauenwelt und tauſend kleine Genrebildchen der allerliebſten Frivolität gibt es. Wo man denkt, witzelt, ſich zankt, Bücher lieſt und welche ſchreibt —

dabei hartgesottenes Rindfleisch ißt und Abends einen Spaziergang in den Sand macht, da wird eine Stadt nicht glänzend, eine Gesellschaft nicht reizend. Darum wären Berlin einige Sybariten Wiens, und einige „Denker" Berlins wären Wien zu wünschen; aber sie würden beide, wie die Victoria regia, immer kleinere und kleinere Blüten tragen und zuletzt zu einer Blume werden, die von den einheimischen nicht mehr zu unterscheiden ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.